VI-225

Rechenschaft

von

unserm Glauben.

3271/9.

Reihe von Predigten,

theils in Wolmar in Livland, theils in Berlin gehalten

von

Dr. Johann Eduard Erdmann.

E.V.
TARTU ÜLIKOOLI
USUTEADUSKOND
SEMINARI RAAMATUKOGU
Tartus, 5. XII 1992 a.
№ 1835.

Riga und Dorpat,
Verlag von Eduard Frantzen.

1835.

EESTI NSV RIIKLIKU SEMINARI - RAAMATUKOGU
Tartu Riikool

Seiner theuren

ehemaligen Gemeinde

zu Wolmar in Livland

widmet



als Andenken an eine glücklich verlebte Zeit

und als

Dank für empfangene Liebe

diese Blätter

der Verfasser.

EESTI SEMINARI - RAAMATUKOGU
Tartu Ülikool

Vorwort.

Der theuren Gemeinde, welche ich mehrere Jahre hindurch die meine nannte, ein Andenken an die mit einander verlebte Zeit, und ein Zeichen des Dankes für ihre Liebe, zu widmen, ist schon seit langer Zeit mein Vorsatz. Ich weiß Nichts, was dazu geeigneter scheint, als eine Sammlung von Vorträgen, welche die christliche Lehre in einer Weise vor die Seele führen, in welcher sie zu hören diese Gemeinde seit langer Zeit sich gewöhnt hatte. Viele Umstände, über die ich Nichts vermochte, haben die Herausgabe, an die ich vor geraumer Zeit schon gegangen bin, bis itzt verhindert. Natürlich lag es mir, wegen jenes Zweckes, am nächsten, nur solche Predigten auszuwählen, die ich in meiner ehemaligen Gemeinde gehalten hatte. Aber indem bei der Auswahl fast unwillkührlich sich Predigten zusammenstellten, die sich leicht in ein Ganzes zu fügen schienen, hielt ich es für angemeß-

ner, lieber einige Predigten, welche ich in der Dreifaltigkeitskirche in Berlin gehalten habe, hinzuzufügen, als eine fühlbare Lücke nachzulassen.

Die Tendenz dieser Predigten sagt ihr Titel. Rechenschaft von dem zu geben, was wir glauben, scheint mir in einer Zeit wo die sogenannte Weisheit des Verstandes dem Christenthum fast eben so viel entgegenwirkt, als die Herzenshärtigkeit, ein verdienstliches Werk. So habe ich denn besonders solche Lehren, die man für die unverständigsten zu halten pflegt, ausgewählt, und solche Aussprüche der heiligen Schrift zu Grunde gelegt, über die jene Weisheit am meisten spottet, und habe an ihnen zu zeigen gesucht, daß die Wahrheit, die selbst der Hölle Pforten nicht zu überwinden vermögen, sich vor ernstem Nachdenken nicht zu fürchten habe, sondern nur dem oberflächlichen Sinn ohne Ernst als Thorheit erscheint.

Mögen diese Predigten auch in einem weitern Kreise so freundliche Herzen finden, als ihnen in einem engeren, nicht um ihres Werthes willen, zu Theil ward, sondern um deß willen, den sie verkündigen!

Berlin am 24. Oktober 1834.

Dr. Johann Eduard Erdmann.

Inhalt.

Seite

I. Mit des Heilandes Geburt ist Alles neu geworden. Weihnachtspredigt über 2. Cor. 4, 17. . . 1

II. Das Evangelium von der Himmelfahrt Christi, eine nothwendige Ergänzung zu allen übrigen Lehrstücken des christlichen Glaubens. Himmelfahrtspredigt über Marc. 16, 14—19. 16

III. Der Glaube macht selig, über Eph. 2, 8. 9. . . 29

IV. Auch nach dem Tode kann Unseligkeit nur so lange bestehn, als der Unglaube, über Luc. 16, 19—31. 41

V. Was ist christliche Nächstenliebe? über Luc. 10, 25—37. 54

VI. Ueber Strafe und Vergebung, über Luc. 17, 3. . 67

VII. Warum muß Aergerniß kommen? über Matth. 18, 7. . 83

Seite

VIII. Ueber Sorge und Sorglosigkeit, über Matth. 6, 25—34. 97

IX. Das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, über Luc. 16, 1—9. 113

X. Ueber Unschuld und Heiligung. Predigt am allgemeinen Buß- und Bettage zum Schlusse des Kirchenjahres, über Luc. 15, 7. 127

XI. Warum sträuben wir uns gegen die Wahrheit? über Joh. 8, 46—59. 140

I.

Mit des Heilands Geburt ist Alles neu geworden.

Weihnachtspredigt.

Ehre sey Gott in der Höh', und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen! Amen.

Text, 2. Cor. 4, 17.

Das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu worden.

Christliche Freunde! Wir haben stets, so oft dies heilige Fest wiederkehrte und uns zur Feier aufforderte, zum Grund unserer gemeinsamen Betrachtung ein solches Wort der heiligen Schrift ausgewählt, in welchem die Beziehung auf dies Fest auf den ersten Blick deutlich in die Augen sprang. Sey es nun, daß das gewohnte Festevangelium, sey es, daß ein eigens dazu gewählter Spruch den Gang unserer Betrachtung bestimmte, immer pflegten die Textesworte unserer Betrachtung gerade zu auf das Fest, welches ausgefeiert ward, hinzuweisen. Heute ist das nun anders. Ich habe eine Stelle der heiligen Schrift zum Gegenstand unserer Betrachtung ausgewählt, in welcher eine Beziehung auf das Weihnachtsfest sich nicht findet. Und wenn vielleicht, weil diese Beziehung mangelt, es zuerst scheinen könnte, als müsse darum unsere gemeinsame Betrachtung mehr ins Unbestimmte sich ergehn und ohne ein bestimmtes Ziel umherschwei-

sen, da ja dies Ziel nicht angedeutet sey in den, zu Grunde gelegten, Worten, so habe ich diese Furcht doch nicht. Denn Etwas, was allerdings in diesen Worten selbst nicht liegt, woran also in dieser Hinsicht nicht angeknüpft, und was nicht hervorgehoben werden könnte, das läßt dennoch den betrachtenden Blick nicht ohne Ziel umherschweifen, weil ein Jeder es heute mitbringt ins Gotteshaus. Es ist das Festgefühl, es ist die Lust und der Jubel der Weihnacht, es ist der kindliche Friede, der des Herzens sich bemächtigt hat; und, daß heute Weihnacht ist, daran bedarf es für Keinen einer Erinnerung, das weiß, das fühlt jeder. Das Festgefühl, diese Gewißheit, daß ein herrlicher Tag erschienen ist, beseelt Alle, mehr als an jedem andern Feste, denn selbst das jüngste Geschlecht, welches der andern Feste Bedeutung nicht ahndet, was dieses Fest bedeute, weiß es. Und so kann wohl mit Recht vorausgesetzt werden, daß, mag auch ein Texteswort verlesen werden, welches wolle, jeder es fast unwillkührlich selbst schon in Verbindung setzt mit dem Feste, das begangen wird. Das werdet denn auch, hoffe ich, Ihr schon gethan haben, als Ihr die ausgewählten Textesworte vernahmt, und sollte es noch nicht geschehn seyn, so möge es jetzt geschehn. Wenn wir uns versammelten um das Gedächtniß der Geburt des Heilands festlich zu begehn, so mögen, meine geliebten Freunde, die von mir erwählten Textesworte von einem Jeden auf dies Fest bezogen werden, laßt uns, wo wir das Wort vernahmen, daß Alles neu geworden, dies Wort im Herzen bewahrend auf jenen Neugebornen blicken, und, so beides, jene apostolischen Worte und das hohe Fest vereinigend und in Gedanken verbindend, laßt uns erkennen, wie

die Geburt Christi das ist, wodurch Alles neu worden.

Und da laßt uns erstlich, indem wir mehr die Textesworte im Auge haben, die Wahrheit erkennen, daß Alles neu geworden,

zweitens aber, mehr auf das Fest sehend, daß es neu geworden ist durch die Geburt Christi.

Und du, o Herr, segne unsere fromme Betrachtung! Amen. —

I. Der Apostel sagt, daß Alles neu geworden sey. Wir hören dieses Wort, wir sprechen es vielleicht selbst aus, ohne doch

uns deß deutlich bewußt zu seyn, was Alles darin liegt. Wie man wohl sonst auch das Wort Alles im Munde führt, ohne es recht genau damit zu nehmen, und ohne stets dessen eingedenk zu seyn, was dies Wort besagt, es für Manches nehmend, oder für Vieles, so möchte es vielleicht auch hier gehen können, und es bedarf drum für Jeden eines genauen Nachdenkens darüber, was das eigentlich heißt: Es ist Alles neu geworden. Wirklich Alles einzeln aufzuzählen, alle die Veränderungen, welche die Erlösung hervorgebracht hat, im Einzelnen nachzuweisen, wäre unmöglich, wie es unmöglich ist Jemandem Alles zu zeigen, was da ist. Bei sehr Vielem wäre ein solcher Nachweis auch ganz unnütz, indem dabei kaum ein Zweifel Statt finden könnte, daß es durch das Christenthum geändert sey. Es gibt aber eine Weise, sich deutlich zu machen den wahren Sinn jener Worte, ohne sich eine Aufgabe zu stellen, deren Lösung unmöglich, und ohne Etwas nachzuweisen, dessen Nachweis von keinem Nutzen ist. Nämlich, es treten uns Meinungen entgegen, die von Diesem und Jenem zu behaupten scheinen, es sey durchs Christenthum nicht verändert. Wenn wir nun von diesen die am meisten herrschenden betrachten und ihre Unwahrheit erkennen, so werden wir wenigstens um einen großen Schritt näher gekommen seyn der Erkenntniß, wie wirklich Alles neu geworden ist. Es gibt nun in der That, meine Freunde, Solche, die, allerdings Christen, des Christenthums Werth und Würde schmälern und verkleinern, indem sie von dem, was der Herr gethan habe, und was durch sein Kommen neu geworden sey, Dieses und Jenes abschneiden und beseitigen, wie aus einer gewissen Furcht, als könne dem Heilande auch zu viel zugeschrieben werden. Sie meinen, es sey nicht recht Ernst damit, daß Alles neu geworden sey, sie halten es für eine Verirrung, wenn man in Allem das eigenthümlich Christliche nachweisen, in allen Gebieten des Lebens das Christenthum erkennen will, denn Vieles, meinen sie, sei wohl geändert, gar Vieles aber sey geblieben wie es war. Was die eigentlichen Gründe zu einem solchen Verkleinern von Christi Verdienst sind, warum der Eine nur in dem Einen, der Andre nur in etwas Anderm die Macht und den Einfluß

des Christenthums anerkennen will, wie darin die verschiedne Vorliebe, die jedesmalige Abneigung, wie endlich der uns Allen so sehr anklebende Hochmuth sich ausspricht, welcher so gern verdammt, was uns nicht gefällt, und was wir nicht lieben, — alles dieses laßt uns heute bei Seite lassen, und nur diese Erscheinung selbst ins Auge fassen. Wir wollen die gewöhnlichen Weisen, in welchen des Herrn segensreiche Macht so geschmälert wird, betrachten und bei jeder solchen irrigen Meinung zu erkennen suchen, wie sie im Widerspruch steht mit der Wahrheit.

So meinen Einige: das Einzige was durch das Christenthum neu geworden sey, seyen die sittlichen Vorschriften. Christus sey in die Welt gekommen, sagen sie, als der größte Sittenlehrer; neue Gebote habe er gebracht, alles Andere aber sey geblieben wie es war, und so sey denn auch der einzige Unterschied zwischen der christlichen Zeit und der vorchristlichen, daß andere Pflichten beobachtet, andere Rechte anerkannt werden, mit einem Wort, daß eine andre Sitte und Sittlichkeit ins Leben trete. Wir wollen nun gar nicht einmal das besonders hervorheben, was allerdings nicht abzuleugnen ist, daß unter denen, die so sprechen gar viele sind, denen Christus gar nichts weiter ist, als ein nur menschlicher Sittenprediger, weiser vielleicht, als alle Uebrigen. Den Grund, woraus solche Ansicht kommt, lassen wir bei Seite, betrachten nur, was sie sagen. Also eine neue Sitte, eine neue Sittlichkeit ist durch das Christenthum gekommen? Aber sprecht doch, was soll man sich darunter denken, wenn nicht Eure Meinung ist, daß auch die Gesinnung eine andre wurde? Ist auch Sitte, ist Sittlichkeit etwa ein äußeres Kleid, was jedem paßt, was jeder anthun kann? Was denkt sich wohl der, der etwa spräche, dieser ist sittlicher geworden, sonst ist er geblieben was er war? Ist denn nicht das sittlicher werden eine völlige Umwandlung, ist es nicht eine Veränderung des Gemüthes, des ganzen inwendigen Menschen? — Ja, sagen vielleicht Andere, da hast du ganz recht, so zu antworten, wenn man sagt, durch das Christenthum ist die Sittlichkeit eine andere geworden; das behaupten wir aber nicht, wir sagen nur die Sitten-

lehre ist verändert, die Sittenvorschriften sind andere geworden. — Aber sind nicht alle neuen Sittenvorschriften ganz und gar bedeutungslos, wenn sie gar keine Aenderung im sittlichen Leben hervorbringen, und können sie wiederum darin eine Aenderung hervorbringen, wenn nicht zugleich mit ihnen ein neuer Sinn eingeflößt, eine neue Kraft mitgetheilt wird. Fände wohl ohne einen solchen neuen Sinn irgend ein neues Sittengebot Anklang in den Herzen der Menschen, hätte nur irgend Einer das Verständniß des neuen Gebotes, wenn nicht der Sinn dafür ihm mitgetheilt wäre? Entweder also ist gar nichts durch das Christenthum hervorgebracht, oder mehr als nur neue Gebote, denn ein Gebot ohne Erfüllung ist in der That nichts und ohne Bedeutung. Wer also nur auf das Gebiet der Sittlichkeit, nur auf den Umkreis der Pflichten die Wirkung des Christenthums beschränken will, der vergißt, daß neue Pflichten ohne neue Gesinnung nicht denkbar sind, daß jede neue Forderung auch eine neue Kraft erheischt zu ihrer Erfüllung, und daß dem Christenthum bloß neue Sittengebote zuschreiben, nichts Andres ist, als ihm den höchsten Ruhm rauben, den, daß es eine Kraft ist, selig zu machen.

Ganz dem entgegengesetzt sprechen wiederum Viele, nein, die Pflichten und Gebote seyen geblieben wie sie waren, eine neue Sittenlehre habe der Herr nicht gebracht, sondern nur der Glaube, die Religion, die Frömmigkeit sey verändert. Auch bei dieser Ansicht wird man gar Viele finden, in denen die Unreinheit, die ihr zum Grunde liegt, offen vor aller Augen daliegt, der Leichtsinn nämlich, der den Herrn zum Sündendiener, und den Glauben zum Ruhekissen der Ruchlosigkeit macht. Von ihnen ist nicht die Rede, aber auch unter denen, welche wirklich ernst und mit Eifer nach sittlicher Reinheit und Vollkommenheit trachten, auch unter ihnen findet man diese Ansicht verbreitet. So sprechen Einige, welche, wo es sich um Recht und Unrecht handelt, stets nur ihr Gewissen befragen, als sey nicht dies auch manchmal befangen, es geradezu aus, was Recht sey und was nicht, das wisse Jeder, und darüber finde keine Verschiedenheit der Meinungen Statt, das hätten die Weisen

der Vorzeit so gut gewußt wie wir. Oder Andre, die allerdings auch hier in das Bedürfniß nach einer andern göttlichen Offenbarung empfinden, äußern sich wiederum so, als ob was Sittlichkeit und sittliche Vorschriften beträfe, im alten Bunde Alles gegeben, im neuen nichts hinzugekommen sey. So setzen sie noch immer die christliche Lehre aus Gesetz und Evangelium zusammen, als sey Eins mit dem Andern gleichen Ranges und nicht vielmehr das Evangelium die Vollendung und Blüthe der frühern, verhülltern Offenbarung. So sagen sie, die Gebote sind geblieben, bloß ein neuer Glaube ist hinzugekommen. Aber sagt doch nur Ihr, die Ihr so sprechet, meint Ihr denn wirklich, daß die Frömmigkeit, oder der Glaube, oder die Religion, oder wie Ihr es nennen möget, daß dies Etwas ist, was in gar keiner Beziehung steht zum Leben und Handeln? Haltet Ihr es wirklich für wahr, daß bei dem, der den Glauben hat, die Handlungen und Thaten, sein Wollen und sein Verlangen ganz so sey, wie etwa bei den rechtlichen Israeliten? Ihr sprecht doch vom lebendigen Glauben, und in seinen Aeußerungen, in den Pflichterfüllungen und Thaten, da soll er nicht leben, die sollen seyn wie sie waren, ehe der Glaube erwachte? — Wie! ist denn das Wort des Herrn vergeblich gesprochen: Ein neues Gebot gebe ich Euch? Wohl wußte er es, daß das Gebot der Liebe schon im alten Bunde gegeben war, und doch nannte er es ein neues Gebot, nannte es so, weil erst durch ihn dies Gebot nicht mehr als eins neben andern erschien, sondern als des Gesetzes Erfüllung, nannte es ein neues Gebot, weil er hinzufügte: gleich wie ich Euch geliebt habe, und weil er erst die Kraft gab, diese neue Liebe in sich aufzunehmen, mit seiner Liebe den Nächsten zu umfangen. — Wer gibt denn nun das Recht, dem Herrn zu nehmen, was sein ist, und was er neu nannte, schon bei den Vätern zu suchen, wer gibt das Recht sein Werk zu verkleinern und seinen Ruhm zu schmälern? Fern sey das von uns, wir wissen es und erkennen es: Ein neuer Glaube und ein neues Leben, eine neue Hoffnung, eine neue Liebe ist gekommen durch ihn. —

Wenn die beiden eben erwähnten Ansichten, ob sie gleich darin übereinstimmen, daß jede nur auf Ein Gebiet des menschlichen Lebens die Wirksamkeit des Christenthums beschränkt, so gibt es wiederum ganze und große Gebiete des Lebens, welche von beiden Partheien gemeinschaftlich ausgeschlossen werden aus dem Bereiche dessen, was neu geworden sey durch den Heiland. Und wenn die, deren Meinung wir eben betrachteten, sich unter einander bestreiten, wo es darauf ankommt zu sagen, was denn der Herr gewirkt, was er verändert habe, so sind sie dagegen ganz einstimmig, so wie es auf diese Gebiete des Lebens kommt, von denen sie meinen, sie stünden mit dem Christenthume in gar keiner Verbindung. Laßt mich sogleich hinweisen auf das, wovon man am häufigsten dergleichen sagen hört, ich meine alles das, was wir mit dem Namen der Kunst bezeichnen, so wie wiederum auch das ganze Bereich der Erkenntniß. „Menschliche Kunst und menschliche Wissenschaft," das hört man häufig, ja fast überall wiederholen, „die seyen was sie vor „Christo waren auch nach Christo geblieben. Bei diesen Dingen von „Christenthum zu sprechen, oder gar von Veränderungen, die durch „das Christenthum damit vorgegangen seyen, das zieme sich nicht, „denn dies habe mit dem Christenthume nichts zu schaffen, das sey „ein ihm ganz fremdes Feld." Ich hätte, meine geliebten Freunde, wohl noch auf Anderes hinweisen können, worüber Manche in ähnlicher Weise sich äußern, hätte erinnern können daran, daß Viele es gar nicht zu glauben scheinen, daß durch das Christenthum das Band der Familie ein anderes geworden sey als es war, hätte erinnern können an Andere, welche dies wohl zugebend, wiederum nicht eingestehen mögen, daß das Leben im Staate ein andres werden mußte und geworden ist, als es in heidnischer, ja auch in jüdischer Zeit war, — ich habe das aber nicht gethan, weil, was Familienbande, was Staatsleben betrifft, solche Meinung wirklich seltner geworden ist; aber hinsichtlich dessen, was wir erwähnten, hinsichtlich menschlicher Kunst und Wissenschaft, da ist dies nicht so selten. Nein, es gibt Menschen, die tief durchdrungen sind von dem Segen, der durch den Herrn uns gekommen ist, die es aber

für einen Frevel halten würden, wenn man bei diesen Dingen Seiner erwähnte und von christlicher Wissenschaft spräche, oder christlicher Kunst. —

Aber, wenn Ihr selbst doch behauptet, und Ihr behauptet es ja mit Recht, daß der Herr uns erlöst habe sammt der ganzen Menschheit, sprecht, wie soll man bei solcher Meinung Euer Wort verstehn? — Die Menschheit ist also erlöst, wir haben also Theil an der Erlösung, — nun dann, so wird auch was wir denken ein erlöstes Denken, was wir wollen ein erlöstes Wollen, was wir erkennen ein erlöstes Erkennen seyn. Was wäre denn das für eine Erlösung, die nur auf eine Richtung des Lebens sich beschränkte? Wenn der Herr selbst sein Reich mit dem Sauerteig vergleicht, welcher überall, an jedem Punkte seine säuernde Macht zeigt, und jeden Theil des Brodes verändert, so laßt uns doch nicht ein andres Himmelreich suchen, nicht ein anderes Christenthum annehmen, als was er uns gebracht hat. Aber es ist, als wenn sie eine Scheu hätten davor, daß das Licht, welches von Bethlehem ausstrahlt, Alles verklare, es ist, als ob sie gern Etwas behielten, was noch nicht verklärt sey. Ganz anders als Petrus, der zum Herrn sprach: „Herr, nicht die Füße allein, sondern auch die Hände und das Haupt," ganz dem entgegengesetzt sind Viele unzufrieden, daß der Herr sie ganz rein gewaschen hat, und möchten Haupt und Hände gern ungesäubert behalten. Und so sträuben sie sich gegen die Lehre, daß der ganze Mensch erlöst sey, und in wunderbarer Verblendung meinen sie, es sey ein gefährlicher Irrthum, daß der Herr in jeder Richtung des Lebens seine Macht zeige, meinen, daß der, welcher in Allen den beseligenden und läuternden Sauerteig suche und erkenne, daß der dem Christenthume, dem Glauben, nicht genug Achtung beweise, ganz als sey der Herr so arm und schwach, daß wenn er den ganzen Leib stärke, die einzelnen Glieder dabei zu kurz kämen. Nein, Er ist stärker als sie denken, und mögen sie noch so sehr sich bestreben, irgend Etwas aus dem Bereich seines Einflusses auszuschließen, es wird ihnen nicht gelingen, sein Wort besteht, daß Alles neu geworden. So ist gar nichts geblieben wie es war, die Pflich-

ten des Christen sind andre als die vorchristlicher Zeit, sein Glaube ein andrer, beßrer Glaube, kein Verhältniß in welchem der Mensch lebt, ist geblieben, es ist verändert und verklärt. Wo wir nur hinschauen, sehen wir was das Christenthum wirkte und wie es sich mächtig erwies. Neu geworden ist das Band der Ehegatten, die Ehe ist durch Christum etwas Anderes geworden als sie war, eine christliche Ehe, ein Bild der Verbindung zwischen Christo und der Gemeinde, — neu geworden das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, in welchen die Eltern itzt erlös'te Seelen anzuerkennen, gegen die sie heilige Pflichten zu beobachten haben, — neu geworden ist das Verhältniß der Staatsbürger; mit dem Eintritt des Himmelreichs in die Welt fing auch mehr und mehr an zu schwinden die Knechtschaft, die Furcht, die Untergebene und Obere band, denn Beide sind ja durch Christum zu Brüdern geworden. Und so schließen wir denn keine Aeußerung des Lebens aus von dem Segen, den der Herr uns gegeben, was es nur sey, Alles ist neu geworden, neu zeigt sich die Menschheit, wo sie die Kunst übt, auch ihre Kunst ist erlös't, neu ist die Erkenntniß der christlichen Forscher, eine neue Erkenntniß hat er gebracht, der ganze Leib ist frei geworden von der Krankheit, wie sollte ein Glied noch klagen? Wir freuen uns der wiedergeschenkten Gesundheit und preisen den, durch den das Alte schwand, und durch den Alles neu geworden. —

II. Wenn wir nun so, meine geliebten Freunde, um uns das recht deutlich zu machen, was in unsern Textesworten liegt, unser Augenmerk richten mußten auf manche Meinungen, die, auch unter uns verbreitet, mit diesen Worten streiten, so werden wir jetzt, wo wir auf den zweiten Theil unserer Betrachtung kommen, in einer ähnlichen Weise verfahren müssen. Die Lehre nämlich, daß gerade durch die Menschwerdung Christi Alles neu geworden, ist vielfach bestritten worden, so oft bestritten, daß wir die Einwürfe dagegen nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Zum Theil nun geschah dies, und geschieht noch jetzt von Solchen, denen diese Lehre ihres Unglaubens wegen ein Gräuel ist, die in ihrer falschen Klugheit überhaupt von einer Menschwerdung des ewigen Sohnes Gottes

nichts wissen wollen, und als abergläubischen Unsinn die Lehre davon verspotten, — zum Theil aber auch von Solchen, die das gar nicht in Abrede stellen, daß Christus der Sohn Gottes sey, dabei aber doch denken, das Vorzüglichste an dem Erlösungswerke sey doch etwas Anderes als gerade seine Menschwerdung. Von den Ersteren, die ganz und gar von der Gemeinde der Gläubigen sich scheiden, laßt uns schweigen, aber wohl bedarf es einer genauen Erörterung was jene andern, auch bei gläubigen Menschen herrschenden Ansichten betrifft, und eines Nachweises, wie Alles, was sie in Christi Werk für das Wesentlichste und Hauptsächlichste halten, lediglich eine Folge der Menschwerdung, und ohne sie nicht möglich ist.

Es ist nämlich eine bei sehr vielen Menschen herrschende Meinung, daß das, wodurch der Herr die Welt erlöst habe, seine Lehre sey, sein Amt als Lehrer sey es besonders, wozu er gekommen sey, dies sey das Wesentlichste, wogegen alles Uebrige mehr in den Hintergrund trete. So sprechen auch Manche, denen der Herr nicht etwa nur ein gewöhnlicher Mensch ist, sondern die in ihm den Mensch gewordenen Sohn Gottes erkennen, die aber dennoch so sehr auf seine Lehre Gewicht legen, und denen sein Leben, sein Leiden, sein Tod nur einen untergeordneten Werth haben, so daß eigentlich mit seiner Lehre das Erlösungswerk vollendet sey und alles Andere nichts Wesentliches dazu beitrage. Aber alles andere Irrige bei Seite gestellt, vergessen sie, daß, gesetzt dem wäre so, Christi Lehre selbst nicht möglich war, wenn er nicht Mensch wurde und als Mensch lebte. Nur so war seine Lehre möglich schon insofern, als er nur so seine Lehre verkündigen und mittheilen konnte. Wenn es Christi Lehre sein soll, die den Menschen selig macht, die Lehre des Sohnes Gottes, so versteht es sich doch von selbst, daß sie beseligen und heiligen nur kann, wenn sie uns mitgetheilt wird, er muß doch lehren, damit wir seine Lehre empfangen. Wie sollte er aber lehren, wenn er nicht als Mensch lebte mit allen seinen Jüngern, wie seine Lehre, die ja eben darin ihre Eigenthümlichkeit zeigt, daß sie für alle Verhältnisse, für alle Lagen Trost und Belehrung gewährt, wie sollte er sie mittheilen, wenn er nicht mit denen, die er belehrte,

alles selbst erlebte, wenn er nicht hier mit einer Warnung, dort mit einem Trost, hier mit einer Ermunterung, da mit einer Rüge dem Schwachen zu Hülfe kam? — Er mußte Mensch werden und als Mensch leben, um lehren zu können, und auch alle die, welche sprechen, durch seine Lehre habe er uns erlöst, selbst die müssen bei ernstlichem Nachdenken bekennen: Ja, ohne Menschwerdung konnte er nicht lehren, ohne sie also war auch das Erlösungswerk unmöglich. —

Noch deutlicher wird uns dies, wenn wir auf den Inhalt seiner Lehre blicken, auf den wir bisher noch gar nicht Rücksicht genommen. Dieser ist der Art, daß er ganz und gar unverständlich ist, wenn der Herr nicht Mensch wurde. Denn wenn er einerseits, dort wo er lehrt, wie wir gesinnt seyn sollen, sagt unsere Liebe solle der seinigen gleichen, — was hätte ein solches Gebot für einen Sinn, wenn er nicht gelebt, und als Mensch Liebe gezeigt hätte? — wenn andrerseits der Hauptbestandtheil seiner Lehre die Kunde ist von der Versöhnung Gottes mit der Menschheit, so müssen wir noch mehr die Verkehrtheit erkennen, die sich darin zeigt, daß man seine Lehre von seinem Leben als Mensch trennt. Nämlich der ganze Inhalt seiner frohen Botschaft ist in der That nichts anders, als die Kunde von dem Worte, das Fleisch ward. Die Lehre, daß der, welcher die Herrlichkeit des Vaters theilt, daß der Knechtsgestalt annahm, daß nun Gott vereint, vermählt sey mit der Menschheit, das ist ja der Inhalt des ganzen Evangeliums. Drum spricht der Herr ja auch nicht: Wer an meine Lehre glaubt, sondern wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Und deshalb kann eine solche Aeußerung: die Lehre Christi sey Alles, sey mehr als alles Uebrige, sie kann nur bei denen sich finden, die seine Lehre nicht kennen, denn kenneten sie sie, so würden sie nicht sprechen gegen uns, sondern würden mit uns sagen: Ohne Menschwerdung Christi gäbe es keine christliche Lehre, denn sie ist der Inhalt der christlichen Lehre. Und weil sie es ist, deshalb kann der Apostel gerade diese Lehre zum Kennzeichen machen, woran man sehe, ob einer die Wahrheit rede, ob nicht. Denn so spricht Johannes: „Ein jeglicher Geist

der da bekennet, daß Christus ins Fleisch gekommen ist, der ist von Gott, und ein jeglicher, der es nicht bekennet, der ist nicht von Gott," — und zeigt dadurch, daß dies das Wesentlichste sey in der christlichen Lehre.

Der Grund, meine geliebten Freunde, warum man so Viele sieht, die da meinen, nur die Lehre Christi sey es, worauf ein Werth zu legen sey, liegt darin, daß es überall unter den Christen solche gibt, die man wohl füglich mit dem Namen der Ueberverständigen bezeichnen kann, welche nämlich keinen andern geistigen Einfluß und kein anderes Bessern und Erlösen vom Bösen zu begreifen vermögen, als das durch weise Belehrung, nun auch dem Sohne Gottes nicht zugestehn wollen, daß er mehr sey als ein Prophet — der weiseste Lehrer von Allen. Ganz diesen entgegengesetzt, nämlich zu wenig berücksichtigend jede Klarheit und jedes Nachdenken, giebt es wiederum überall in christlichen Gemeinden auch Solche, die am allermeisten immer von dem erbaut sind, was das Geheimnißvollste ist und das Unbegreiflichste, die gern in unklaren Gefühlen und schwärmerischer Rührung schwelgen. Unter diesen nun findet man sehr Viele, welche, wenn sie von des Herrn Gnadenwerk sprechen, auch nur ein Stück aus dem hervorheben, was Christus vollbracht hat, und diesem alles Lob geben, als wäre alles Uebrige unnütz und von keinem Belang. Aber ihnen ist dieses Wesentliche nicht die Lehre Christi, sondern sein Leiden und sein Tod, und so gibt es denn Viele, welche, statt zu sprechen: der Heiland hat uns erlöst, nur seinem Leiden und Tode die erlösende Kraft zuschreiben, die bei weitem weniger an den Heiland selbst denken, als an sein Blut und seine Wunden. Wie es aber bei der Lehre Christi nachgewiesen ward, wie sie von seinem Leben nicht zu trennen, so läßt auch von seinem Tode sich leicht das nachweisen, daß er vom Leben getrennt gar keine Bedeutung habe, daß die segensreiche Wirksamkeit des Todes Christi nur dann erkannt werden kann, wenn sein ganzes menschliches Leben ins Auge gefaßt wird. Der Segen, der von seinem Tode uns entspringt, ist doch offenbar der, daß er als Mensch für die Menschheit gehorsam war, und so für sie dem Ge-

setz genügte. Diesen Gehorsam hat er nun gezeigt durch sein ganzes Leben in Allem was er that und litt, sein Tod ist der letzte Punkt in diesem Gehorsamleisten, das Siegel, das er seinem Werke aufsetzte, — von seinem übrigen Leben getrennt, wäre sein Tod für uns von keiner Bedeutung. Sein Tod ist darum, wenn man so sagen darf, doch nur ein Punkt in seinem Leben, nämlich der Endpunkt, nur ein Theil seiner Wirksamkeit, und nur von seinem Tode das Heil ableiten, heißt Christum spalten und theilen, und einem Werk desselben das Verdienst zuschreiben, das ihm ganz gehört, welches der ganze Heiland hat.

Wenn man nun aber sagte: Ja, die Lehre, daß durch Christi Menschwerdung Alles neu geworden sey, begehe denselben Fehler, indem ja das auch nur ein Punkt in Christi Werk sey, so hat man ganz Recht, wenn man bei solcher Lehre unter Menschwerdung wirklich nichts Anderes, als den Augenblick der Geburt versteht. Es wird aber der Geburt mit Recht deswegen ein so großes Gewicht gegeben, weil sie eben der erste Augenblick war, in welchem die Vereinigung Gottes mit der Menschheit sich zeigt, daß Christus Mensch war, daß in ihm Gott- und Menschheit vereint sind, das ist es, warum wir als größtes Fest den Tag feiern, an welchem er Mensch wurde. Wir sagen ja sehr oft, um ein ganz ähnlich Beispiel zu erwähnen: Durch die Geburt eines Kindes ward hier, oder dort ein gestörtes eheliches Verhältniß wieder hergestellt. Da meinen wir doch nicht nur den Augenblick der Geburt, sondern das ganze Daseyn des Kindes. Wir drücken uns aber so aus, weil mit dem Augenblick, wo das Kind das Licht erblickte, jene segensreiche Wirkung angefangen, und wir haben Recht, so alles der Geburt beizumessen, weil in der That, verhüllt und unentwickelt, in diesem Augenblick schon der ganze Segen liegt. Ganz diesen Sinn hat es nun wenn gesagt wird, daß in Christi Menschwerdung das Heil liege, d. h. darin, daß er als Mensch lebte, sein menschlich Leben aber begann in seiner Geburt und ist, verhüllt und unentwickelt, in ihr enthalten. In diesem Sinne hat auch Johannes jenes Wort gesprochen, bei ihm heißt auch ins Fleisch kommen: im Fleische le-

ben, ein menschlich Leben führen. Und wenn ein Punkt im Leben des Herrn ist, welcher vor allen herrlich strahlt, weil in ihm alles das Licht noch versammelt und vereint ist, das von seiner ganzen Bahn zu uns herüberleuchtet, so ist es eben seine Geburt, und darum feiern wir gerade diesen Tag als den größten unter allen christlichen Festtagen, darum ist er so gefeiert worden von jeher. Ja, meine Freunde, von jeher hat es die Kirche erkannt, daß es eine größere Begebenheit nicht gab als die, deren wir heute gedenken, denn sagt, wonach zählt sie die Jahre ihres, und wonach zählen wir Alle die Jahre unseres Heils? Ist es nicht eben die Menschwerdung Christi, ist es nicht der Anfang seines menschlichen Lebens, seine Geburt, die uns den Punkt bezeichnet, wo das neue Leben begonnen habe? Wie früher die Welt ihre Jahre zählte nach ihrer Erschaffung, so zählt sie sie jetzt nach der neuen, der besseren Schöpfung, es ist eine neue Zeit, es ist eine neue Welt! — Ach, möchte doch nie dies aus unserm Bewußtseyn schwinden, möchte in jedem Augenblick, wo wir uns erinnern, in welchem Jahre wir leben, möchte es uns da deutlich vor Augen stehn, wonach wir zählen. Heut wenigstens wird uns ja wohl der Gedanke nicht fremd seyn, daß es die neue Schöpfung ist, der Augenblick, wo eine neue Welt geboren ward, der, wo durch des Herrn Geburt das Alte vergangen ist und Alles neu geworden.

Und so laßt uns denn feiern den Tag unserer neuen Geburt, feiern dadurch, daß heute anfange immer mehr zu vergehen das Alte, das noch bei uns geblieben. So werde denn jetzt und immerdar neu der Glaube an Ihn, durch den das Alte vergangen, so erneure sich in uns Allen der Geist der Liebe, und wo noch der alte Sauerteig des Unfriedens ist, da weiche er dem heutigen Liebesfeste, — und in welchem Verhältnisse wir leben mögen, da entweiche der alte unchristliche Sinn und mache dem neuen Geiste Platz, — so laßt uns denn hingehen jeglichen an seinen Beruf und sein warten in diesem neuen Geiste, in diesem neuen Geiste forsche der Eine nach Wahrheit, in diesem neuen Geiste ge-

schehe Alles was der Andere unternimmt zur Verschönerung des Lebens, in diesem neuen Geiste möge der Bürger sich anschließen an sein Vaterland, im neuen Geist der Oberherr seiner Untergebenen pflegen, — der neue Geist bemächtige sich der Ehegatten, und das Wort, das uns heut von fröhlicher Kinder Lippen entgegenschallt, daß Weihnacht ist, es möge jedem der es hört zurufen: „Das Alte ist ja vergangen, drum sorge auch du, daß Alles neu werde!“ Amen.

II.

Das Evangelium von der Himmelfahrt Christi eine nothwendige Ergänzung zu allen übrigen Lehrstücken des christlichen Glaubens.

Himmelfahrtspredigt.

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sey mit Euch Allen! Amen.

Evangel. Marc. 16, 14—19.

Zuletzt, da die Elf zu Tische saßen, offenbarte er sich, und schalt ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit, daß sie nicht geglaubt hatten denen, die ihn gesehn hatten auferstanden. Und sprach zu ihnen: „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubet und getaufet wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden. Die Zeichen aber, die folgen werden denen, die da glauben, sind: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden." Und der Herr, nachdem er mit ihnen geredet, ward er aufgehoben gen Himmel und sitzet zur rechten Hand Gottes.

Wir sind jetzt, christliche Freunde, in der Reihe der hohen Feste zu demjenigen gelangt, welches das letzte ist, das zum Gedächtniß der großen Begebenheiten aus dem Leben des Herrn begangen wird. Das nächste große Fest, das wir in gemeinsamer Feier begehen werden ist nicht mehr eine Gedächtnißfeier einer Begebenheit

aus des Heilandes Leben auf Erden. Wenn nun bei diesem, dem Pfingstfeste, seiner, von den übrigen Festen abweichenden, Natur wegen, unser Gefühl ein anderes ist, als bei jenen, eben weil es nicht unmittelbar den auf Erden wandelnden Erlöser zum Gegenstand hat, so kann uns das nicht wundern. Vergleichen wir daher, was im Pfingstfest und was im Himmelfahrtsfest gefeiert wird, mit den übrigen Festen, so müssen wir Alle sagen: das letztere schließt sich mehr an alle übrigen Feste an, und ist seine Bedeutung noch mehr mit ihnen verwandt. Und dennoch werden wir nicht leugnen können, daß das Festgefühl am Himmelfahrtstage ein ganz anderes ist, als an allen andern christlichen Festtagen; nicht nur so ein anderes, wie etwa die Osterfreude eine ganz andere ist, als die Weihnachtsfreude, sondern die Geistesstimmung, die, bei aller Verschiedenheit, an jenen beiden Tagen, dennoch eine verwandte war, weicht am heutigen Tage in ihrem ganzen Wesen bedeutend von jener ab. Ja, die Feststimmung sogar am Pfingstfest ist der an jenen andern Festtagen ähnlicher, als die am heutigen Tage. Diese Verschiedenheit des Festgefühls ist es, die sich in Aeußerungen der Art zeigt, wie wir sie vielleicht oft gehört, manchmal vielleicht selbst ausgesprochen haben. So sagen Einige geradezu, es sey ihnen an diesem Tage minder festlich zu Muthe. Und wenn auch in unserer Gemeinde der Gebrauch, daß gerade an diesem Tage am zahlreichsten im ganzen Jahre sich die Theilnehmer an der Abendmahlsfeier versammeln, eine minder festliche Stimmung nicht aufkommen läßt, so möchte doch das erhöhte fromme Gefühl, das Viele heut belebt, auch mehr sich auf jene heilige Feier beziehn, als in dem Feste selbst seinen Grund haben. — So sagen wiederum Andere, indem sie mehr den Gegenstand des Festes im Auge haben, als ihre Feststimmung, es scheine, als sey mit dem Osterfeste schon der Schluß erreicht in der Reihe der christlichen Gedächtnißfeste, und die Himmelfahrt sey nur wie ein schwächerer Abglanz der Auferstehung, daher habe denn auch das Fest nicht diese Wärme wie die andern Feste, es sey minder erhabner Natur, und habe einen kältern, man möchte sagen trockneren Anstrich. — So ist endlich nach Anderen dies Fest, wenn sie ihm eine eigenthümliche Be-

deutung zuschreiben wollen, nur eine Vorbereitung und ein Vorfest auf die Pfingsttage, wie etwa die Adventstage aufs Weihnachtsfest hinweisen.

So viel Irriges nun, meine Freunde, solchen Aeußerungen zu Grunde liegen mag, und wirklich, wie nachgewiesen werden kann, liegt, so ist doch eine so weit verbreitete Ansicht auch eine kräftige Veranlassung, unsere Aufmerksamkeit darauf zu richten, ob nicht in der That in unserm Feste Etwas liegt, wodurch es wesentlich von allen andern abweicht, und woran jenes Irrige sich knüpft. Wenn wir nun dort, wo wir überhaupt stets die beste Auskunft erhalten, in der Schrift nachforschen, und was sie von der Himmelfahrt sagt, mit Ernst erwägen, so finden wir wirklich einen solchen Unterschied. Nämlich wo nur in der heiligen Schrift die Rede ist von der Himmelfahrt, wird ihrer immer erwähnt im Verein mit dem Sitzen des Heilands zur rechten Hand Gottes. Die ersten Worte, welche die Engel zu den Jüngern sprechen, weisen darauf hin; der Schlußvers unseres so eben verlesenen Evangelii spricht diese Hinweisung aufs Bestimmteste aus. Daß nun das Sitzen des Heilands zur rechten Hand Gottes von der Kirche nicht durch ein besonderes Fest gefeiert wird, liegt in der Natur der Sache, da das ja ein immer fortdauernder Zustand ist, in dem nicht ein besonderer Augenblick vor den andern hervortritt. So wie man nun also die Himmelfahrt Christi ansieht als den Anfangspunkt der Herrlichkeit, welcher Er wieder theilhaft geworden, so springt auch sogleich der Unterschied dieses Festes von allen übrigen in die Augen. In allen andern Festen nämlich feiern wir das Andenken einzelner in sich vollendeter und beschlossener Begebenheiten, die ihre volle Bedeutung, für sich betrachtet, haben, und wenn sie so ihren Character und ihre eigenthümliche Farbe darin haben, daß sie Gedächtnißfeste sind, in denen eine Begebenheit gefeiert wird, so tritt dagegen in dem heutigen Feste mehr die Lehre hervor, denn das möchte ja wohl der Unterschied seyn zwischen dem Erzählen einer Begebenheit und dem Mittheilen einer Lehre, daß dort von einer Wahrheit, die gewesen ist, hier von einer, die noch besteht, Kunde gegeben wird.

So gewiß nun aber alles das, dessen wir in den andern hohen Festen gedenken, geschehene Begebenheiten sind, eben so gewiß ist es doch auch, daß sie Wichtigkeit und Bedeutung auch für uns haben. Und wenn nun in den übrigen Festen eben die Begebenheit so besonders ins Licht tritt, so bedarf es bei einem Jeden, der sich in die Betrachtung derselben vertieft, einer Warnung, daß er sie nicht nur als etwas Geschehenes betrachte, sondern sich ihrer gegenwärtigen Bedeutung, ihrer ewigen Wahrheit bewußt werde. Jede geschehene Begebenheit ist von uns getrennt hinsichtlich der Zeit — sie ist etwas Vergangnes, — und hinsichtlich der Personen — es sind Andre als wir, die sie erlebten. — Wenn nun, was allerdings in jenen heiligen Begebenheiten selbst nicht liegt, durch eine falsche Betrachtungsweise dessen, was uns erzählt wird, gar leicht ein irriges und gefährliches Trennen dessen, was zu unserm Heil geschehen ist, von unserm Bedürfniß und unserm Leben entsteht, und der Mensch, statt in der Wahrheit zu leben, seinen Blick *nur* auf die Vergangenheit richtet, so müssen wir der Gnade Gottes danken, daß sie uns Etwas geoffenbart hat, wodurch sie solch irrige Betrachtungsweise abweist, und müssen der Kirche Weisheit bewundern, welche diese belehrende Offenbarung so hoch hielt, daß sie sie durch ein eignes Fest verherrlichte. Nämlich das Lehrstück von der Himmelfahrt des Herrn ist am besten geeignet uns davor zu bewahren, daß wir, was ewige Wahrheit hat, von uns entfernen, als ein uns Fremdes betrachten und so das Leben suchen bei dem Todten. So ergänzt es, möchte ich sagen, und beschließt die ganze Lehre von des Heilandes Gnadenwerk, und um uns dies deutlich zu machen, möge unser heutiges Evangelium uns die Veranlassung seyn zu betrachten, wie es ist:

Eine nothwendige Ergänzung zu allen übrigen Lehrstücken des christlichen Glaubens.

Und du, o Gott, heilige uns in deiner Wahrheit. Dein Wort ist die Wahrheit! Amen.

I. Als wir in diesem Kirchenjahre die Reihe der christlichen Feste mit dem Weihnachtsfeste begannen, da war der Schluß unserer gemeinsamen Betrachtung, wozu jenes große Fest Veranlassung

war, dieser: daß die Hauptlehre des Christenthums die sey, daß der Sohn Gottes Mensch ward und als Mensch lebte. Wir sind nun in der Reihe der Gedächtnißtage an die Hauptbegebenheiten aus dem Leben Christi zum letzten derselben gelangt; unser Blick hat ihn aufmerksam begleitet von der Krippe zu Bethlehem an bis nach Golgatha, und hat ihn nicht verlassen, als er des Todes Banden sprengte, und immer wieder ist es uns deutlich geworden, wie darin, daß er als Mensch lebte, als Mensch litt und starb, als Mensch auferstand, der eigentliche Segen des Christenthumes liege. Aber wenn wir nun jene Lehre, wie sie eben ausgesprochen ward, genau ins Auge fassen, so liegt darin Etwas, was die richtige Ansicht von der Heilslehre dennoch trüben könnte. Er war Mensch, er hat als Mensch gelebt, er ist als Mensch auferstanden. Es ist also etwas Vergangenes, woraus solches Heil hervorgeht. Alle jene großen Augenblicke aus dem Leben Christi sind gewesen, sind vergangne Begebenheiten, und scheinen uns zu bestärken in der Meinung, daß es etwas ganz Vergangnes ist, wovon wir unser Heil zu erwarten haben. Denn jetzt wird er ja nicht mehr geboren, jetzt leidet und stirbt er nicht mehr, jetzt wird er nicht mehr von den Todten auferweckt, mit einem Wort, jetzt ist er nicht mehr Mensch. Und wie die Erinnerung an vergangne bessere Tage, so schön sie ist, dennoch nur einen schwachen Trost und einen ungenügenden Ersatz gewährt für die trübere Gegenwart, so möchte Mancher auch meinen, es sey sonderbar, daß der Mensch zu seines Glaubens Gegenstand eine Vergangenheit habe, sein Heil gründe auf den Glauben an eine Begebenheit, die vor langen Jahren Statt gefunden. Daß Christus Mensch war, möchte Mancher sprechen, was hat davon die Gegenwart, ja wenn er es noch wäre! — Sie haben eigentlich so unrecht nicht, die so sprechen. Allerdings ist das erklärlich, daß die Gewißheit, wie wir gegenwärtig glücklich sind, uns froh machen wird, viel weniger aber, daß die Gewißheit, wir waren glücklich, uns beseligen wird. Daher kommt es denn auch, daß unter den Einwänden, welche gegen das Christenthum und gegen die Lehre vom seligmachenden Glauben erhoben werden, sich dieser auch oft hören läßt:

Es sey thöricht, seine Seligkeit von dem Glauben an eine vergangne Begebenheit zu erwarten, und Viele, die dies nicht wollten, haben um nicht so blos in der Vergangenheit zu leben, lieber die Lehre, daß Christus Mensch ward und als Mensch lebte, ganz bei Seite gelassen, haben irgend etwas Anderes zum Anker ihres Glaubens und zum Grund ihrer Hoffnung gemacht, um sie nicht auf Etwas zu gründen, was nicht mehr besteht. Es sind uns vielleicht auch manchmal Aeußerungen der Art zu Ohren gekommen, wie man in Worten und Schriften sie findet, daß nicht von dem, was da war, und nicht von dem Glauben an das, was vor fast zwei Jahrtausenden geschah, die Seligkeit komme, sondern von dem, was noch ist und noch geschieht. Da macht denn der Eine seine Seligkeit abhängig von seinen Werken, und spricht, auf den Glauben kommt es nicht an, denn der bezieht sich nur auf Vergangenes, sondern darauf, was ich jetzt und was ich immer thue. Da will ein Andrer, der die Unzulänglichkeit seiner eignen Werke erkannt und eingesehen hat, wie es ohne Gottes Nachsicht auch um den Besten gar schlimm stünde, wohl diese gelten lassen, will aber einen nähern Zusammenhang der Gnade und Nachsicht Gottes mit dem, was der Heiland that und litt, nicht wahr haben. So denkt und spricht vielleicht Mancher: — es giebt in der That Solche — „ich bedarf Christi nicht, denn er zeigt höchstens, wie Gott barmherzig war, (wenn er nämlich in der That ein Mittler gewesen ist zwischen Gott und uns), mir ist der gewesene Mittler unnöthig, ich wende mich ohne einen solchen Mittler an den Gott, der noch jetzt barmherzig ist." — Daß der Art Aeußerungen irrig, daß sie unchristlich sind, wer verkennt das? Aber wir können auch das nicht leugnen, daß sehr Viele unter uns, die von der Erlösung in Christo sprechen, es in einer Weise thun, die Jene noch mehr in ihrer Meinung bestärkt. Wenn nämlich immer gesagt wird: dies geschah, und das ist vollendet und jenes hat sich begeben, da mag den Schwachen, die zum Glauben erst sollen gebracht werden, unheimlich werden, und mit Recht mögen sie sprechen: Wie schön war es damals. Ja wir können uns nicht wundern, wenn sie nun weiter gehen und am Ende sprechen: von der Annahme und dem

Fürwahrhalten einer vergangnen Begebenheit kann Heil und Seligkeit nicht abhängen. Wir müssen solche Aeußerungen für erklärlich halten, weil ihnen bei allem Irrigen doch auch das Richtige zu Grunde liegt, daß, wovon die Seligkeit abhängt, ewige Wahrheit haben, ewig, auch gegenwärtig noch gelten und bestehn muß.

Wie willkommen nun, meine christlichen Freunde, muß uns Allen, wo entweder in uns selbst sich derlei Zweifel regten oder wir sie in Andern gewahr wurden, dies Fest seyn, welches uns eine Thatsache vor Augen führt, recht eigentlich dazu geschickt, den Gott-Menschen nicht als eine Erscheinung der Vergangenheit, sondern in seiner ewigen Gegenwart uns vor Augen zu führen. Den Schluß des irdischen Lebens Christi macht seine Himmelfahrt. Eine andre Art, die Erde zu verlassen, ein zweiter irdischer Tod etwa, hätte allerdings der Meinung Raum geben können, daß die Vereinigung zwischen Gott und Menschen, die in ihm sichtbar geworden war, wieder gelöst sey, aber jetzt steht einer solchen Meinung die Lehre entgegen, daß er, wie er war, Gott und Mensch, sich zum Himmel erhob und beim Vater ewiglich herrscht. Jene Vereinigung zwischen Menschheit und Gott, welche die Jünger mit Augen sahen und mit Händen betasteten, jenes kundlich große Geheimniß besteht noch jetzt, und mit ihm die Verheißung der Engel, daß er eben so, d. h. eben so als Gott-Mensch herrschen werde und wiederkommen. Also, was das Beseligende ist in dem Leben Christi, daß Gott und Menschheit in ihm vereinigt und versöhnt sind, das hat nicht aufgehört, und mit großem Nachdruck spricht der Apostel nach der Himmelfahrt Christi es aus, daß wir nur Einen Mittler haben, den Menschen Jesum Christum. Und wenn wir nun mitunter Menschen sehn, welche, wenn sie von der Herrlichkeit des Heilands sprechen, an der wir Theil nehmen sollen, grob sinnliche, irdische Vorstellungen und Erwartungen haben, immer noch an einem bestimmten Ort, mit Fleisch und Bein ihn zu sehen hoffen, so können wir bei allem dem, was uns an solcher Vorstellung irdisch, ja kindisch erscheinen mag, dies Eine nicht leugnen: Ist es überhaupt die Menschheit Christi, welche das Heil gebracht hat, wahrlich so stehen sie

mit allen ihren sinnlichen Vorstellungen der Wahrheit näher, als die Andern, welche meinen, die Vereinigung zwischen Gott und Menschen in Christo habe nur dreißig Jahre gewährt.

Die haben darum ganz recht, die da sprechen: es sey nicht einzusehn, wie das Anerkennen und Fürwahrhalten einer vergangnen Begebenheit uns selig machen könne. Wir sagen das auch, aber stimmen nicht ein in die Worte, die sie hinzufügen, daß darum der christliche Glaube die Seligkeit nicht gewähre. Unser Glaube ist nicht so nur auf die Vergangenheit gerichtet, er ist die freudige Gewißheit der herrlichsten, ewigen Gegenwart. Daß der Herr, welcher der Welt die Vereinigung von Gott und Menschen sichtbar darstellen mußte, damit der Glaube möglich werde, daß er nicht mehr sichtbar unter uns wandelt, das macht uns nicht irre, wir wollen ihn ja nicht, den Thomassinn, der nur aufs Sehen seinen Glauben gründet. Wir wissen es dennoch, — das, was uns selig macht, besteht und wird in Ewigkeit bestehn, denn der zum Himmel stieg und dort regiert, der ist nicht nur Gottes Sohn, Er ist noch jetzt der Sohn des Menschen! —

II. Wenn nun so unser heutiges Evangelium einerseits durch die Begebenheit, die es erzählt, alle die Zweifel widerlegt, die sich gegen den christlichen Glauben geltend machen wollen, aus der Ursache, weil der Gegenstand desselben eine oder mehrere vergangne Begebenheiten seyen, so enthalten wiederum die letzten Worte, welche der Heiland vor seiner Himmelfahrt sprach, und die uns auch in demselben Evangelio aufbehalten sind, die Widerlegung eines andern Einwandes, der auch sich gegen den Glauben richtet und ihn versucht wankend zu machen. Ich habe schon im Anfang unserer Betrachtung darauf hingedeutet, daß jede geschehene Begebenheit von uns hinsichtlich der Zeit, in welcher sie geschah, und hinsichtlich der Personen, die sie erlebten, getrennt ist. Wenn wir nun bisher nur diejenige Entfernung dessen, was die Lehrstücke des Glaubens erzählen, von uns, ins Auge faßten, die darin zu liegen scheint, daß das dort Erzählte vor langer Zeit geschehen ist, so bleibt uns doch

noch ein Zweifel zu beseitigen übrig, der besonders auf das Letztere sich gründet, auf die Verschiedenheit der Person nämlich, von der die christliche Lehre erzählt, von denen, denen sie gegeben ist.

Nämlich das auch zugegeben, daß die Gegenstände des christlichen Glaubens nicht vergangne Begebenheiten sind, sondern Etwas, was noch jetzt eben so ist, wie es damals war, zugegeben auch dies, so fragt sich's doch noch immer, wie an der Vereinigung Gottes und der Menschheit, wie sie in Christo Statt fand und noch Statt findet, wie wir auch an dieser Theil nehmen. Es scheint nämlich auf den ersten Anschein (und Viele begnügen sich damit und bleiben bei dem ersten Anschein stehen), als ob solche Vereinigung mit Gott wohl dem Menschen Jesus zum Heil gereichen könne, indeß sey es nicht abzusehn, wie die Gewißheit: Er, der Mensch Jesus ist der ewige Sohn Gottes, wie sie Etwas seyn könne, was den Uebrigen auch zu Gute kommen könne. Höchstens könne es Mitgefühl, Theilnahme, Mitfreude seyn, die uns bewege, wie aber dadurch eine Freude in uns kommen könne, deren Gegenstand unser eignes Wohl und Glück sey, das könne man nicht recht einsehen. Diese Art von Einwürfen ist es denn auch, die sich gegen alle einzelnen Lehrstücke unseres Glaubens gezeigt hat und fortwährend erhoben wird. So fragen sie, was Christi Menschwerdung uns helfen könne, wie es dem vernünftigen Menschen denkbar sey, daß sein Tod uns Etwas nütze, wie man Jemandem zumuthen könne, in seiner Auferstehung und Verherrlichung Etwas zu sehn, worüber wir als unsere eigne Verherrlichung triumphiren könnten.

Mitchristen, auf diese Fragen eine Antwort zu geben, die den Gläubigen genügte, wäre leicht, aber auch unnütz, weil sie, in ihrer eignen Erfahrung sich der Seligkeit bewußt, solcher Antwort nicht bedürfen und eben darum nicht so fragen. Aber etwas Anderes ist es bei denen, welche den Glauben noch nicht haben, und nun bei den Gläubigen nachforschen und fragen: Wie ist es denn damit. Hier sind wir, wie überall, schuldig Rechenschaft von unserm Glauben zu geben und ihn zu verantworten, damit, so viel an uns ist, jenem Fragenden seine Zweifel sich als nichtig erweisen, und ein

Hinderniß weniger seinem Gläubigwerden entgegensteht. Wir müssen es ihm zeigen, wie, ohne unvernünftig zu seyn, man annehmen könne, was er für unmöglich hält. Das können wir nun wohl nicht besser und deutlicher thun, als indem wir ihn hinweisen auf andre Verhältnisse, die im Kreise seiner Erfahrung liegen, wo etwas ganz Aehnliches Statt findet, damit er, an jene sich erinnernd, sich's einigermaßen denken könne, wie die Vereinigung Gottes und der Menschheit in Christo auch uns alle beseligen könne. Sehen wir nämlich auf die Verhältnisse, wo ein Mensch mit Leib und Seele zu irgend einer Gemeinschaft gehört, Theil ist in einem größeren Ganzen, und mit ganzem Herzen an dieser Gemeinschaft hängt, so kommen da Fälle vor, wo jeder, der in keiner solchen Gemeinschaft lebt, eben so verwundert seyn wird, als Jene, wenn sie dem Gläubigen der Art Fragen vorlegen. Sey nun die Gemeinschaft, der ein Mensch ganz angehört, seine Familie, sey es seine Standesgenossenschaft, sey es sein Vaterland, — kurz, wenn ein Mensch in irgend einem solchen Verbande ganz seine eigne Person vergißt, und jede Ehre, die seiner Familie, seinem Stande, seinem Vaterlande erwiesen wird, als seine eigene ansieht, über dem Wohlseyn solcher Gemeinschaft sein eignes Leid vergißt, da möchte ein Andrer, der von so einer Gemeinschaft nichts weiß und nichts ahndet, wohl auch fragen, ja was ist denn so Dir Großes und Gutes widerfahren, daß Du so jubelst und Dich freuest? Fragt Ihr darum, Ihr, die Ihr es nicht begreift, wie ein Gläubiger sich des Menschgewordnen Sohnes Gottes freut, fragt Ihr, wie das möglich sey? — wir verweisen Euch auf Euer Leben in irgend einer solchen Gemeinschaft, wie jetzt erwähnt ward (ganz ohne dergleichen wird ja keiner von Euch seyn), wir geben Euch die Frage wieder. Sagt doch Ihr, wie denn das möglich ist, daß Ihr so über Eure Familie, oder was es nun seyn mag, woran gerade Euer Herz hängt, Euch so freuen könnt, daß, was sie trifft, Ihr ansehet, als sey es Euch geschehn? — Ihr werdet sprechen: Ja, das ist auch wirklich uns geschehen; indem wir durch die Liebe zu diesem größeren Ganzen ein Theil desselben geworden sind, trifft auch uns, was das Ganze betrifft. Es ist gleichsam eine Gnade, die jene

Gemeinschaft dem Einzelnen in ihr erweist, daß sie Alles, was sie trifft, dem ihr eng Verbundenen mittheilt, und Ihr habt ganz recht, wenn Ihr so sprecht. Nun, was Euch so Eure Familie, oder Eure Genossenschaft, oder Euer Vaterland ist, das ist uns der Herr. Auch er ist ein solches größeres Ganze, das den ihm engverbundnen Theilen Alles mittheilt aus Gnade. Diese Vergleichung, meine Mitchristen, ist nicht eine willkührlich ersonnene, nicht eine, wo man durch einzelne Aehnlichkeiten den Andern überrascht und zum Schweigen bringt, nein, das Verhältniß Christi zu den Gläubigen ist in der That ganz ein solches. Die Schrift nennt uns Glieder an seinem Leibe; was dem Leibe Gutes widerfährt, das widerfährt allen Gliedern, was ihm schadet, dadurch leiden auch sie Schaden, was jenen ehrt, das ehrt auch diese, was ihn verunehrt, bringt auch den Gliedern Unehre. Und darum, Mitchristen, sagte ich, daß die Worte, welche der Herr nach unserm Evangelio vor seiner Himmelfahrt sprach, daß sie das Räthsel lösen, wie die Vereinigung Gottes und der Menschheit in ihm uns Allen zu Gute komme.

In den letzten Worten nämlich die, der Herr sprach, setzt er die Taufe ein, als die Einweihung zu Gliedern an seinem Leibe. Nehmen wir nun den Zusatz zur Einsetzung der Taufe, den wir an einer andern Schriftstelle finden, und den wir hören überall, wo die Taufe vollzogen wird, daß wer da glaubet und getaufet wird, die Seligkeit erhalten solle, so wird es uns klar, wie gerade diese Worte den eben berührten Zweifel beseitigen. Wer, durch die Taufe dazu eingeweiht, durch den Glauben wirklich ein lebendig Glied an seinem Leibe geworden ist, der erkennt eben in dem Herrn die Wurzel seines Lebens, dem ist er der innerste Kern seines Lebens, der ist so mit ihm verwachsen, daß, was des Herrn ist, auch ihm angehört. Kann erst der Mensch mit dem Apostel sprechen: „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir," hat er die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn wir leben, wir dem Herrn leben, wenn sterben, dem Herrn sterben, kurz im Leben und Sterben ihm angehören, nun da hat es ihm keinen Sinn, daß es räthselhaft sey, wie man sich freuen

könne der engen Verbindung mit Gott, in welcher der Heiland — ein Fremder — lebe. Der Herr ist ihm ja kein Fremder mehr, der Herr ist seine Seele, sein Leben, sein Alles; der Herr ist ihm das, was nur in niederm Grade dem Einen sein Haus ist, dem Andern sein Vaterland. Wir sind durch Taufe und Glauben seine Glieder, das ist die Antwort, die wir dem geben, der da fragt, was hat denn Christi Verwandtschaft mit Gott für Euch für Bedeutung, wir sind Eins mit ihm, darin liegt die Lösung dessen, was Dir so räthselhaft erscheint, denn in ihm sind und leben auch wir mit Gott untrennbar aufs engste verbunden.

Und so, Mitchristen, ist uns denn jetzt erst klar die hohe Würde und Bedeutung unseres Festes. Es ist eine zweifache Begebenheit, die wir feiern, die Himmelfahrt des Herrn und die Einsetzung der Taufe, beide geeignet, beide nothwendig um Licht zu verbreiten über das, was wir betrachtet haben in der Reihe unserer Feste. Wohl werden wir auch jetzt noch sagen, daß unser heutiges Fest sich wesentlich unterscheidet von allen anderen darin, daß die Begebenheit, der wir heute gedenken, weniger als alle übrigen, deren Gedächtniß gefeiert wird, für sich allein verständlich und erhebend ist, sondern aufs engste mit ihnen allen zusammenhängt und auf sie zurückweist. Aber wir werden es darum nicht ein kälteres, ein minder hohes Fest nennen. Nein, obgleich heute viel mehr als an allen übrigen Festen der Blick sich auf eine Lehre richtet, und weniger auf eine Begebenheit, dennoch ist es ein Fest der Freude und des Jubels, denn die Lehre, die es uns einprägt, ist ja die Verkündigung, daß immer und ewig die Gnade Gottes besteht. Und wenn die Himmelfahrt des Herrn uns ihn in seiner ewigen Gegenwart erkennen läßt, wenn sie uns zeigt, wie er noch ist, der er gewesen, und noch beseligt, wie er beseligte, so rückt die Kunde von dem Bunde, den er gestiftet, ihn uns noch näher; denn sie ist es ja, die es uns ins Herz prägt, daß Jeder, der ihm angehört, eins ist mit Gott, daß wir Alle, die wir getauft sind, mit ihm begraben sind in den Tod, Alle auch auferstanden in ihm. Und so möchten wir

in doppeltem Sinne dies Fest ein Himmelfahrtsfest nennen, das Fest nämlich, wo seiner Himmelfahrt gedacht wird und zugleich gedacht wird der engen Verbindung, die er knüpfte zwischen sich und uns, und die uns so an ihn kettet, daß er uns mit sich zieht, und erfüllt wird sein hohenpriesterlich Gebot: „Vater ich will, daß wo ich bin, auch die seyen, die du mir gegeben!" Amen. —

III.

Der Glaube macht selig.

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sey mit Euch Allen! Amen.

Text, Eph. 2, 8. 9.

Denn aus Gnaden seyd ihr selig geworden, durch den Glauben; und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme.

Christliche Freunde, die Worte des Apostels Paulus, welche wir jetzt eben vernommen haben, enthalten die Lehre, welche den Mittelpunkt fast aller seiner Briefe bildet und auf die er immer wieder zurückkommt. Es ist dies die Lehre, zu welcher von jeher alle frömmeren Gemüther ihre Zuflucht nahmen, wenn Alles um sie wankte und ihre zweifelnden Gedanken jeden Halt des Lebens zu verlieren drohten; es ist die Lehre, welche namentlich der Glaubensheld, welcher vor drei Jahrhunderten den evangelischen Glauben unter uns erneuerte, als diejenige erkannte, auf die es vor allen andern ankommt, und mit deren Stehen oder Fallen auch das ganze Christenthum steht oder fällt. Es ist dies die Lehre, daß der Glaube selig macht. — Die hohe Würde und Bedeutung, welche diese Lehre mitten unter den andern Glaubenslehren behauptet, macht es erklärlich, ja läßt es sogleich vermuthen, daß der Unglaube gerade gegen diese Lehre sich werde gesträubt haben, und so ist es wirklich von jeher

gewesen, vom Anfang an, wo das Christenthum sich zu verbreiten begann, hat es an Widersachern nicht gefehlt. Beides nun, sowohl dies, daß auf diese Lehre so viel ankommt, als auch dies, daß sie so viel angefeindet wurde, ist dem Apostel Veranlassung gewesen, auf die mannigfachste Weise die Zweifel, die sich dagegen regten, zu widerlegen, und dem Unglauben, wo er sich nur regte, zu begegnen. Dieselbe Veranlassung haben wir noch jetzt. Die Lehre selbst hat von ihrer Würde nichts verloren, und auch ihrer Widersacher sind nicht weniger geworden, ja es machen sich von Tage zu Tage scharfsinnigere und triftigere Gründe gegen diese Lehre geltend, so daß, wie uns überhaupt die Pflicht obliegt, Rechenschaft zu geben von unserm Glauben, uns das Verantworten gerade dieser Lehre besonders wichtig seyn muß, sowohl damit sie uns selbst zum klarern Bewußtseyn komme, als auch, damit wir, so viel an uns liegt, Andre zur bessern Erkenntniß derselben bringen.

Von jeher und auch in unsern Tagen wird der Lehre vom seligmachenden Glauben eine andere Lehre entgegengestellt, die wir in unsern Textesworten erwähnt und verworfen finden, die, daß es die Werke des Menschen seyen, welche ihn selig machten, und nicht sein Glaube. Ein Grund, und zwar der gewöhnlichste, aus dem man dies thut, ist in den Textesworten angedeutet. Nicht aus Euch, spricht der Apostel, sondern Gottes Gabe ist es, und: damit sich nicht Jemand rühme. Der Grund, warum man so gern die Seligkeit von seinen Werken abhängig macht, ist dieser: Man rühmt sich so gern. Es ist der Hochmuth und Dünkel des menschlichen Herzens, das sich seiner Seligkeit gern als seines Werkes rühmen möchte, es ist der eitle Sinn, der sich schämt, irgend etwas als Geschenk anzunehmen; er will nichts aus Gnade haben, auch dann nicht, wenn Gott selbst der Geber ist, er will Nichts, was er nicht selbst verdiente. In ihrer Selbstgenugsamkeit gehn sie so weit, daß sie es des Menschen unwürdig halten, daß er aus göttlicher Gnade die Seligkeit empfange, es ehre ihn mehr, wenn er sie sich selbst erwerbe. — Da, wo sich die Sünde des Hochmuths so unverhohlen zeigt, wo gar kein Zweifel darüber obwalten kann, aus wel-

chem Grunde die Zweifel an der Lehre vom seligmachenden Glauben hervorgehn, da giebt es nur ein Mittel, die Einwände dagegen zu beseitigen. Man mache den, der sie vorbringt, aufmerksam auf seine eigne Schwäche, man zeige ihm, wie kläglich es um seine Werke aussieht, und wie jämmerlich seine Vortrefflichkeiten sind, man lasse ihn erkennen, wie mit allen seinen Werken er nichts ist als ein Sünder, — andre Beweise giebt es für ihn nicht und keine andre Weise, seinen Irrthum zu widerlegen.

Es giebt aber auch Menschen, die sich auch von der Lehre abwenden, daß der Glaube selig mache, ohne daß in ihnen der Hochmuth so mächtig ist, wenigstens, ohne daß er in ihren Zweifeln sich so offenkundig ausspräche und sie führen scharfsinnige, scheinbar sehr triftige Gründe an, warum sie mit dieser Lehre sich nicht befreunden können. Man hört nämlich sehr oft ungefähr so gegen diese Lehre sprechen: sie sey ganz und gar unvereinbar mit der Vernunft, und die Vernunft sey uns doch von Gott gegeben, und so ist es denn, namentlich in unseren Tagen, so weit gekommen, daß es für das Zeichen eines frömmelnden und abergläubischen Sinnes und eines unklaren beschränkten Geistes gilt, wenn einer noch der längst verschollnen Lehre anhängt, oder sie gar verkündigt, daß der Glaube uns selig mache. Wenn es uns nun überhaupt obliegt, jede Lehre, der wir anhängen, von dem Vorwurf zu retten, daß sie mit der, allerdings von Gott uns verliehenen, Vernunft streite, so haben wir, wo so ein Vorwurf dieser Lehre gemacht wird, doppelt diese Verpflichtung. Deswegen doppelt, weil wir selbst oder unseres Glaubens Genossen mit Schuld sind an diesem Vorwurf. Nämlich wie es sich vermuthen läßt, beruht ein solcher Vorwurf darauf, daß die Gegner die Lehre nicht recht kennen und falsch verstehen. Die irrige Auffassung aber ist eine solche, die wenn auch nicht hervorgebracht ist, so doch wenigstens genährt wird von sehr vielen, die jene Lehre für wahr halten. Mit einem Worte, unter den Gläubigen giebt es Viele, die so unverständig von dieser Lehre sprechen, daß es erklärlich ist, wenn jene Gegner die Lehre selbst für unvernünftig halten. Alle die, welche in der Lehre vom seligmachenden Glauben nur Unvernunft und Schwär-

merei sehen, thun es großentheils deswegen, weil sie weder unter Glauben das verstehn, was wirklich Glaube ist, noch auch das Verhältniß des Glaubens zur Seligkeit sich richtig denken. Darin werden sie nun bestärkt von sehr vielen sogenannten Gläubigen, die darin ganz mit ihnen übereinstimmen, daß sie einen falschen Glauben und eine falsche Seligkeit bei ihren Reden sich denken. Laßt uns nun, meine geliebten Freunde, was unsere Brüder, was zum Theil wir selbst oft mit verschuldet haben, wieder gut machen, indem wir eine Rechtfertigung versuchen der Lehre,

daß der Glaube selig mache.

Dies werden wir erreichen, wenn wir

Erstlich betrachten, was man sich gewöhnlich irriger Weise unter Glauben und Seligkeit vorstellt, und

Zweitens: dieser irrigen Ansicht die wahre Lehre entgegenhalten.

Und du, heiliger Gott, heilige uns in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit! Amen.

I. Unter dem christlichen Glauben pflegt man sehr oft, ja leider gewöhnlich, zu verstehen: das Fürwahrhalten gewisser vor langer Zeit geschehener Begebenheiten. Wie man im gemeinen Leben wohl sagt: ich glaube, daß Dies oder Jenes geschehen ist, so sey auch der Glaube im christlichen Sinne ein eben solches Glauben. — Von keiner einzigen Begebenheit, bei der wir nicht Augenzeugen waren, können wir eine feste Gewißheit durch uns selbst haben, sondern müssen sie auf Treu und Glauben von den Zeugen annehmen. Diejenigen nun, welche die Augenzeugen waren der Begebenheiten, welche Gegenstand des christlichen Glaubens sind, haben sie in der heiligen Schrift niedergelegt. Wer nun diesen Zeugen traut, wer der Bibel Zutraun schenkt, alles das annehme, was sie erzählt, und ohne zu zweifeln für wahr halte, was uns erzählt wird von Christo und den Propheten und Aposteln, von dem sagt man, er habe den Glauben, er sey ein Gläubiger.

Dieser Glaube nun, dies Fürwahrhalten jener vor achtzehnhundert Jahren geschehenen Begebenheiten, werde von Gott so belohnt, daß er jedem Gläubigen die Seligkeit schenke. Der Mensch könne, sündhaft wie er ist, nicht Gottes Gebote erfüllen, er müsse also ewig verdammt seyn, wenn nicht Gott sich seiner erbarmte. Nun aber wolle Gott, trotz dem, daß unsere Werke sie nicht verdienen, uns dennoch die Seligkeit schenken. Da stehe es ihm doch frei, was er wolle zur Bedingung des Empfanges derselben zu machen. Zu so einer Bedingung nun habe er den Glauben gemacht. Wer da glaube, d. h. wer die feste Ueberzeugung habe, daß Alles, was in der Schrift erzählt wird, wirklich geschehen sey, den werde Gott mit der Seligkeit belohnen, d. h. nach dem Tode, nach dem Ende des irdischen Lebens, werde Gott ihn mit Glückseligkeit und Wonne, als Lohn seines Glaubens beschenken. —

Mitchristen, so oder ähnlich haben wir die Lehre, daß der Glaube selig mache, wohl manchmal darstellen hören, so oder in ähnlicher Weise haben wir vielleicht selbst uns geäußert, wenn einmal sich die Gelegenheit gab, mit Andern von dieser Lehre zu sprechen. Da werden wir denn aber wohl auch die Erfahrung gemacht haben, daß mit so einer Darstellung nicht Alle zufrieden waren, sondern Mancher den Kopf schüttelte, Mancher seine Stimme dagegen erhob. Es wenden nämlich sehr Viele ungefähr Folgendes dagegen ein: „Möge es nun auch immer wahr seyn, daß der Mensch nicht die Gebote Gottes erfüllen könne, so müßte doch das Wenige was er vermag, so müßte doch der (wenn auch vergebliche) Wille und die (wenn auch fruchtlose) Anstrengung, etwas Gutes zu thun, in Gottes Augen mehr Werth haben, als das Fürwahrhalten von irgend einer Begebenheit. Komme nun noch dazu, daß dies Begebenheiten seyen, durch zwei Jahrtausende von uns getrennt, so heiße das auf Gottes unwürdige Weise Willkühr üben, wenn er zur Bedingung der Seligkeit das Fürwahrhalten einer längst vergangnen Thatsache machte, welches, gelindest gesagt, doch weniger werth sey, als sittliche Anstrengung und das Streben nach Tugend." — Mitchristen, wir können uns gar nicht wundern, daß sie so sprechen. Denn ob

wir so einer Begebenheit Glauben beimessen oder nicht, ist doch unser Thun, und da müssen wir allerdings mit Jenen es sehr sonderbar und unwahrscheinlich finden, daß Gott an so einem Thun mehr Gefallen finde, als etwa daran, daß man Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuche. Ja wir müssen es natürlich finden, daß gerade die, welche von sittlichem Ernste beseelt sind, sich von solcher Lehre abwenden und sagen, es sey Gottes unwürdig so von ihm zu denken. Denn in der That heißt solcher Lehre anhängen, in Gott eine solche Willkühr setzen, wie sie der launenhafteste der Menschen nicht hätte, ja es heißt der Ruchlosigkeit und Bequemlichkeit Thür und Thor öffnen, weil es allerdings bequemer ist, eine Begebenheit (wäre sie auch nicht durch äußere Zeugnisse so beglaubigt, wie jene heiligen Begebenheiten) für wahr zu halten, als nach sittlicher Reinheit zu trachten.

Wollte man aber sagen, ja, alles dies seyen doch nur Einwände des unerleuchteten menschlichen Verstandes, das höhere Zeugniß, welches die heilige Schrift ablege, bestätige dennoch solche Lehre, so müssen wir dies geradezu leugnen. Es ist nicht so, daß solcher Glaube von der Schrift gelehrt wurde, als das Höchste und Herrlichste, es ist nicht so, daß sie sagte: wer, was da geschehen ist in jener Zeit, für wahr hält, werde die Seligkeit erlangen; von solchem Glauben, der nichts weiter ist, als so ein Zugeben und Fürwahrhalten von Etwas, was geschehn ist, von dem sagt Jacobus: „die Teufel glauben auch und zittern." Die Teufel wissen auch, daß Christus in die Welt gekommen ist, sie wissen es auch, daß er gelebt hat und gestorben ist, um die Menschen zu erlösen, und sie zweifeln gar nicht daran, sie stellen gar nicht die Wahrheit jener heiligen Begebenheiten in Abrede, sie leugnen gar nicht, daß das Alles geschehen — und werden sie darum selig werden? Nein, daß sie dies Alles glauben müssen, daß sie es nicht leugnen können, daß ist eben ihr Fluch, darum zittern sie. Seht da einen Glauben, der nicht selig macht! Und meint Ihr, daß der Glaube derer, die nicht einmal zittern, meint Ihr, daß der Glaube, der sie nicht kalt noch warm macht, der Glaube, in dem sie von Christo und seinem Er-

lösungswerke reden, wie von irgend einer gleichgültigen Geschichte, daß der selig machen könne? Nimmermehr! — Welcher vernünftige Mensch kann sichs denken, daß Gott etwa beschlossen hätte, ein Jeder der es zugibt, daß vor achtzehnhundert Jahren ein Pilatus gelebt hat, oder ein Landpfleger Felix, soll selig werden? — Keiner kann das. Jeder wird sagen, ob solch eine Thatsache anerkannt wird oder nicht, das ändert nichts Wesentliches im Menschen, denn welchem Menschen schlüge wohl das Herz höher, oder wer fühlte sich erhoben, wenn er dergleichen erfährt. Und seht, Mitchristen, ganz wie so eine unwichtige gleichgültige Sache, ganz so behandeln viele die Gegenstände des christlichen Glaubens. Sie wissen allerlei zu erzählen, von des Heilands Werken, sie vergessen kein Wunder, das er that, oder die Propheten, oder die Apostel, sie bezweifeln auch alles dies nicht, sie messen allen löblichen Erzählungen Glauben bei, wie wir etwa dem zu mißtrauen nicht werth halten, der uns irgend eine gleichgültige Geschichte erzählt, — sie werden aber bei ihrem Glauben nicht warm und nicht kalt, er ist ihnen auch nur Gegenstand ihrer kalten Gespräche. Und solcher Glaube sollte selig machen? Nimmermehr; wir halten fest an dem Worte der Schrift, welches sagt, daß solcher Glaube nicht selig mache, denn die Teufel glauben auch, aber sie zittern. —

II. Und so scheint es fast, meine Freunde, als müsse sowohl ein ernstes besonnenes Nachdenken, als auch das ausdrückliche Zeugniß der heiligen Schrift uns dahin bringen, die Lehre, daß der Glaube selig mache, geradezu zu verwerfen. Wenn nun aber die Kirche auf diese Lehre das Heil gründet, wenn in so vielen Stellen der heiligen Schrift, wenn namentlich in unseren Textesworten diese Lehre als die einzig wahre verkündigt wird, — wie ist es nun? Ist da wirklich ein unauflöslicher Widerspruch zwischen dem, was jedes besonnene Nachdenken uns sagen muß, und was auch der Apostel Jacobus ausdrücklich predigt, und dem, was wir als Textesworte vernahmen? — So wäre es allerdings, wenn in diesen und ähnlichen Aussprüchen des Apostels Paulus unter Glauben das verstanden

würde, was wir eben betrachtet haben. Dann wäre ein Widerspruch da und es stünde in Jedes Belieben, wofür er sich entscheiden wollte, ob für das, was der Herr durch Paulum, ob für das, was durch Jacobum verkündigt. Aber so ist es nicht. Der Glaube, der selig macht, das heißt der wahre christliche Glaube ist etwas Andres als solch ein Nichtbestreitenkönnen einer vergangenen Begebenheit, er ist unendlich viel mehr. Das Leben in der freudigen Gewißheit, daß wir durch Christum mit Gott versöhnt sind, das Bewußtseyn, daß wir durch ihn Frieden mit Gott haben, die stille Ruhe des Herzens, — das ist es was der Christ Glauben nennt. Wenn im gemeinen Leben man von irgend einer Sache sagt: Ich weiß das nicht gewiß, ich glaube es nur, — so ist für den Christen solches Glauben nur ein Wort, das zufällig gleichen Klang hat mit dem, was er so nennt. Sein Glaube ist ganz etwas Anderes, sein Glaube ist die festeste Ueberzeugung, sichrer als jede andre, sein Glaube ist die zweifelsfreie Gewißheit, in der der Apostel sagen konnte: Und wenn ein Engel vom Himmel herabstiege und lehrte etwas Anderes, als ich gelehrt habe, so sey er verflucht. — Eben so wenig wie der Glaube an Christum der festen Gewißheit ermangelt und nur ein unsicheres Meinen und Fürwahrhalten ist, eben so wenig ist er nur auf die Vergangenheit gerichtet. Der Gegenstand des christlichen Glaubens sind nicht längst vergangne Begebenheiten, die mit uns in gar keiner Verbindung stünden, sondern ewige Wahrheit. Wenn wir uns im Glauben mit Gott versöhnt wissen, so ist das ja nicht Etwas, was nur für eine Zeit lang bestanden hat, sondern was noch immer eben so ist; unser Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Todten, die Barmherzigkeit, der wir uns freun, hat er nicht nur einmal, vor zwei Jahrtausenden, bewiesen, sondern mit seiner Liebe umfängt er uns Alle noch heute, der Mittler, den wir anbeten, ist nicht eine vorübergehende Erscheinung gewesen, er regiert noch immer zur Rechten des allmächtigen Vaters. Nicht Etwas, was nur war, nein was da war und was da ist und was da seyn wird ewiglich, die Versöhnung mit Gott durch Christum, der Friede mit ihm, das ist

es worüber wir jauchzen und jubeln, das ist der Gegenstand des christlichen Glaubens.

Und daß bei einem solchen Glauben nicht von Lohn die Rede seyn kann, das muß unser Nachdenken uns sogleich sagen; ja hier von Lohn sprechen, heißt gar nicht wissen was der Glaube ist. Offenbar kann doch von Lohn nur da die Rede seyn, wo ein Mensch irgend Etwas geleistet und gethan hat; soll nun für den Glauben Lohn gegeben werden, d. h. dafür, daß wir Frieden mit Gott haben, so kann doch auch Niemand auf Lohn Anspruch machen als der, welcher solchen Frieden gab, d. h. Gott. Daß er uns solche Ruhe ins Herz goß, daß er uns erkennen ließ seine überschwengliche Gnade, dafür sollten wir Lohn verdienen? Verdient auch das Auge Lohn dafür, daß der Strahl der Sonne ihm leuchtet, oder der verlorne Sohn dafür, daß der Vater ihm die Arme entgegenstreckt, oder das verlorne Schaf dafür, daß der Hirte es aufsucht und in die Hürde bringt? — Wie wir alle dies verneinen werden, so wird es auch der Gläubige verneinen, wenn man fragt, ob seinen Glauben ein Lohn erwarte; er muß es verneinen, denn seine Antwort wird seyn: Ist es doch nicht mein Werk, daß der Herr so gnädig ist, darum gebührt auch nur ihm Ehre und Lob und Preis. — Und wenn schon deswegen das Sprechen von einem Lohn des Glaubens thöricht erscheinen muß, weil ja der, der da belohnt werden sollte, der Mensch, belohnt würde für eine Gnade, die Gott ihm erwies, so erscheint es eben so unverständig, wenn wir den Glauben selbst näher ins Auge fassen. Jeder Lohn ist ein Gut, dessen wir theilhaft werden durch eine Arbeit, er besteht darin, daß der Zweck der Arbeit erreicht wird, und die Hoffnung auf den Lohn läßt die Arbeit, das Mittel dazu überwinden. In unserm irdischen Leben ist nun allerdings fast alles was wir thun, ein solches Thun, was nur ein Mittel ist, um etwas Andres zu erreichen, unser Leben besteht großentheils aus solchem Suchen irgend eines Gutes, das uns als Lohn der Arbeit erscheint. Und dennoch kommen im gewöhnlichen irdischen Leben Augenblicke vor, und auch ganze Verhältnisse, in denen

wir uns so befriedigt fühlen, daß die Frage nach Zweck und Lohn als unverständig erscheint, weil das nicht mit einer Arbeit zu vergleichen ist. Wenn man zum Beispiel Jemanden fragen wollte, was er für Lohn dafür erwarte, daß er lebt, oder was er für einen Zweck habe, wenn er sich freue, oder was er damit erreichen wolle, daß er Jemanden liebe, oder was für einen Lohn er hoffe für irgend einen Genuß, den er hat, — so würden alle solche Fragen mit Recht ganz unverständig heißen. Oder fragt, um an Etwas anderes zu erinnern, den Rechtlichen, was er für Lohn hoffe für seine Pflichterfüllung? — Er wird Euch bemitleiden. Fragt doch eine Mutter, was für Lohn sie durch ihre Liebe für ihr Kind verdienen will? Sie wird Euch nicht verstehn. — Seht, Mitchristen, ganz eben so wird der Gläubige es nicht verstehn, wenn man vom Lohn des Glaubens spricht. Der Glaube ist nicht so eine Mühe, der man sich nur unterzieht, um irgend eines Gewinnes willen. Wie Du mit Deinem Leben und Athmen nichts verdienen willst, wird er dem Fragenden zur Antwort geben, sondern lebst und athmest, weil Du mußt, so glaube ich, weil ich nicht anders kann, und bin zufrieden bei meinem Glauben, und bedarf keines Lohnes und will auch keinen und kenne keinen.

Wenn nun aber so der Glaube keinen Lohn haben kann, und also auch die Seligkeit nicht seyn kann ein Lohn für den Glauben, — wie steht es dann mit der Lehre, daß der Glaube selig mache? Mitchristen, ganz so, wie diese Worte es sagen. Der Glaube *macht* selig. Er läßt nicht die Seligkeit als nur zukünftigen Lohn erwarten, er gibt nicht nur die Aussicht darauf, sondern gibt sie selbst. Ein Christ kann doch unter Seligkeit nichts Andres denken, als die ungetrennte Vereinigung mit Gott durch Christum, mit Gott vereint seyn, heißt selig seyn, nun, und das Bewußtseyn solcher Vereinigung ist eben der Glaube. Wie nichts den Menschen lebendig macht, als das Leben, wie nichts ihn freudig, als die Freude, *so* macht der Glaube ihn selig, weil er die Seligkeit selbst ist. Wo wir die Schrift nur fragen mögen, sie sagt uns dasselbe, was wir, wenn wir bedenken was Glauben und Seligkeit ist, erkennen. „Ihr

seyd selig geworden," sagen unsere Textesworte. Sie sprechen es aus als etwas Vollendetes, nicht als Etwas, was erst nach dem Tode beginnen werde. Ueberall in der Schrift tritt uns die Lehre entgegen, daß mit dem Glauben zugleich die Seligkeit gegeben sey. „Wer an mich glaubt," spricht der Herr, „der hat das ewige Leben!" er sagt nicht, daß der es erst erlangen werde. — „Das ist das ewige Leben, daß sie dich und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen. — Wer an mich glaubt, der wird den Tod nicht sehen ewiglich." — So macht der Glaube selig, denn glauben heißt selig seyn. — Wende man nur nicht ein, daß dies heiße den Himmel auf die Erde herabziehn. Das vermag kein Mensch, das haben wir aber auch, Gott sey Dank, nicht mehr nöthig. Das hat der schon gethan, welcher sprach: „das Himmelreich ist nahe herbeikommen, und es ist mitten unter euch." Der hat den Himmel gebracht, und was er gebracht hat und uns geschenkt, laßt uns das nicht von uns weisen, womit er uns hier beschenkt, das wollen wir nicht jenseits des Grabes erst hoffen. — Sage man nicht: dies sey eine frevelnde Lehre, weil sie nichts übrig lasse für das Leben nach dem Tode. Wir wissen es wohl, daß unendlich viel uns dort erwartet, aber hier gilt der Ausspruch des Herrn: „Wer da hat, dem wird gegeben werden, auf daß er die Fülle habe." Wer es schon hat, das ewige Leben, der wird es dort behalten und die Fülle erlangen, wer hier schon selig ist, der wird es dort bleiben. — Sagt man aber, es sey aber so selten, daß man einen Menschen auf Erden ganz selig sehe, so ist dies nicht in Abrede zu stellen. Ja, es möchte wohl nie einer gefunden werden, weil nie einer gefunden wird, dessen Glaube fest ist und ungetrübt. Auch der Gläubigste muß doch beten: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben, auch bei dem Gläubigsten ist sein Leben im Glauben immer wieder unterbrochen von solchen Zeiten, wo der Glaube wankt und mit ihm die Seligkeit schwindet. Aber in einzelnen Augenblicken wenigstens werden wir doch wohl alle die Seligkeit schon genossen haben. Ruft Euch zurück die Augenblicke, wo Ihr in Andacht Euch zu dem Herrn erhobet und Eurer Vereinigung mit ihm Euch bewußt wurdet, ge-

denket der Stunde, wo Ihr, vielleicht zum ersten Male, an seinem Tische standet, um des Herrn Leib zu empfangen würdiglich, — oder wenn Ihr solche Stunden nicht kennt, ruft Euch zurück die Stunden, wo irgend ein unverdientes Glück Euch zu Theil wurde, und Ihr nun vor ihm niedersanket und sprachet: „Herr ich habe das nicht verdient, erhalte mir deine Gnade," — oder ruft Euch zurück die Stunden, wo die Sünde furchtbar nahe an Euch herantrat und Ihr wanktet, und plötzlich ward es Licht um Euch und Ihr sprachet: „Nein Herr, ich will bei dir bleiben," und da ward es so still in Euch und so ruhig, — ruft Euch solche Stunden zurück, waret Ihr da nicht selig? — Gab es da einen andern Wunsch, als den einen, Gott möge Euch erhalten die Gnade, die er Euch gab?

Ja, Mitchristen, in solchen Augenblicken da sind wir selig, und solcher Augenblicke gedenkend sehen wir es ein, wie wenig diese Lehre, daß der Glaube selig mache, das besonnene Nachdenken zu scheuen hat, da sehen wir es ein, wie vielmehr das unbegreiflich seyn würde, wenn der Glaube nicht selig machte. Ach, daß es nur Augenblicke sind, kurze Augenblicke, denen Zeiten des Zweifels folgen! — Möchten jene heiligen Augenblicke nur häufiger kommen, möchte unser ganzes Leben eine ununterbrochene Kette solcher Augenblicke werden, so würde auch jene Lehre in immer herrlicherer Klarheit vor unsern Augen stehn. Und nicht nur dies, auch denen, die noch zweifeln, würde sie deutlich werden. Laßt uns nach dem Glauben trachten, laßt uns im Glauben leben, damit die Welt unseren Glauben sehe und unsere Seligkeit wahrnehme. Möge Alles, was wir thun, als von Seligen gethan seyn, so werden auch die Gegner stille werden, und unser selig Leben sehend, werden auch sie sehen und sprechen: „Nein, diese Lehre ist doch kein Spott und keine Unvernunft, jetzt sehe ich es selbst, der Glaube macht wahr und wahrhaftig selig!" Amen. —

IV.

Auch nach dem Tode kann Unseligkeit nur so lange bestehn, als der Unglaube.

Die Gnade sey mit uns! Amen.

Text, Luc. 16, 19—31.

Es war aber ein reicher Mann, der kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinewand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Thür voller Schwären, und begehrte, sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen; doch kamen die Hunde und leckten ihm seine Schwären. Es begab sich aber, daß der Arme starb, und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß. Der Reiche aber starb auch, und ward begraben. Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf, und sahe Abraham von ferne, und Lazarum in seinem Schooß, rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich meiner, und sende Lazarum, daß er das Aeußerste seines Fingers ins Wasser tauche, und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme! Abraham aber sprach: Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet, und du wirst gepeiniget. Und über das Alles ist zwischen uns und Euch eine große Kluft befestigt, daß die da wollten von hinnen hinabfahren zu Euch, können nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüber fahren. Da sprach er: So bitte ich dich, Vater, daß du ihn sendest in meines Vaters Haus, denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual. Abraham sprach zu ihm: Sie haben Mosen und die Propheten, laß sie dieselbigen hören. Er aber sprach: Nein Vater Abraham, sondern wenn Einer von den Todten zu ihnen käme, so würden sie Buße thun. Er sprach zu ihm: Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Todten auferstünde.

Christliche Freunde, wenn wir der tröstlichen Gewißheit leben, daß der Glaube uns selig macht und selig machen muß, weil ja

eben wer glaubt, das ewige Leben schon hat, — wenn wir ferner wissen, daß nur der Unglaube uns scheiden kann von der Seligkeit und uns dem Gericht überantworten, weil ja das eben das Gericht der Unseligen ist, daß sie Gott und den er gesandt hat, Jesum Christum, nicht erkennen, so ist es uns Allen klar, daß Seligkeit und Unseligkeit nicht Etwas ist, was erst nach dem Tode beginnt. Nein, wenn der Glaube da ist, so ist auch schon die Seligkeit da und das ewige Leben, wo er aber fehlt und der Unglaube herrscht, da herrscht auch schon der Tod und die Verdammniß. Denn die Vereinigung mit Gott ist ja doch Seligkeit, der Glaube aber ist die Gewißheit. Dieser Vereinigung, die Trennung aber von Gott ist ja das Gericht und die Verdammniß, und darum ist ein Jeder, der von Gott sich geschieden hat und sich seiner Trennung bewußt ist, in der That schon gerichtet und verdammt und unselig.

Wenn nun aber hier im irdischen Leben die Seligkeit nur durch den Glauben möglich, die Unseligkeit aber nur durch den Unglauben bedingt ist, so können und dürfen wir nicht erwarten, daß es jenseits des Grabes anders seyn werde; denn wir haben ja, so wir glauben, den Tod wirklich so überwunden, daß er nicht mehr die Grenze ist zwischen ganz verschiedenem Leben, wir haben denn ja schon den Himmel hienieden und freuen uns hier schon des ewigen Lebens, und wir haben eben so, wenn wir nicht glauben, schon hier auf Erden das Leben in der Verdammniß angefangen und die Hölle ist dem Ungläubigen keine Zuflucht mehr, sondern er fühlt sie schon hienieden. Es ist darum nicht nur undenkbar, daß dort, nach dem Tode, die Seligkeit vom Glauben und die Unseligkeit vom Unglauben getrennt seyn könne, sondern es ist sogar frevelhaft, solche Meinung zu hegen, weil sie des Glaubens Werth und Kraft herabsetzt und des Herrn Worten widerspricht, der ja sagt: „wer glaubt, der hat das ewige Leben, und das ist das Gericht, daß sie nicht glauben."

Wenn nun so der Glaube die Seligkeit, der Unglaube die Unseligkeit in sich selber hat, so ist offenbar, daß eben, wie hienieden Jeder, der den Glauben verliert, auch die Seligkeit einbüßt, und

Jeder, der ihn gewinnt, von der Unseligkeit befreit wird, so es auch im künftigen Leben nicht anders seyn werde und nicht anders seyn könne. Wäre es möglich, daß Einer der Seligen den Glauben verlöre und Christum nicht mehr bekennete, so wäre er kein Geist mehr von Gott, wäre also der Unseligkeit theilhaft, eben so würde Jeder, der erst in jenem Leben den Glauben gewönne, damit sofort von der Unseligkeit befreit und hätte das ewige Leben. Ob dies möglich ist, meine Freunde, dafür finden wir in der heiligen Schrift keine bestimmte bejahende Antwort, noch weniger aber eine, die es verneinte. Aber wenn wir nun so viele Menschen im Unglauben dahinscheiden sehn, so ist unser Trost doch wohl immer der, daß doch endlich auch sie des Glaubens theilhaft werden und eben damit die Seligkeit gewinnen möchten. Denn nur dies kann die Frage seyn: ist es möglich, daß Einer nach dem Tode anfängt zu glauben? die andre: Wird der Glaube ihm dann noch helfen? ist unnütz und unverständig, denn der Glaube ist ja schon die Hülfe.

Es scheint aber, meine Freunde, als wenn in unserm heutigen Evangelio dem widersprochen würde, es scheint, als wenn in der Erzählung von dem reichen Mann uns ein Beispiel vor Augen geführt werde, welches zeigt, daß wenn das irdische Leben einmal geendigt ist, der Glaube nichts mehr helfe und nicht mehr selig mache. Dieser Anschein, den diese Erzählung hat, war der Grund, warum ich Euch wieder an dasjenige erinnerte, was schon manchmal hier Gegenstand unserer Betrachtung gewesen ist. Ich wollte die Wahrheit: „der Glaube ist Seligkeit!" Euch ins Gedächtniß zurückrufen, damit Euer Blick um so mehr sich schärfe, alles das zu beachten, was dem zu widersprechen scheint. Wie ist es nun? Ist nicht in der That die Erzählung, die wir vernehmen, jener eben ausgesprochnen Ansicht ganz entgegen? Denn hören wir nicht von dem reichen Manne, daß er, in der Pein der Hölle um Gnade flehte, ja sogar im liebenden Sinn für seine Brüder sorgte und bat, sie möchten bewahrt werden vor dem Ort der Pein? Zeugt nicht dies Beides dafür, daß er allerdings geläutert und gereinigt war, und dennoch blieb eine nicht zu erfüllende Kluft zwischen ihm und den Seligen?

Ist hierin nicht ausgesprochen, daß es für ihn zu spät war zur Seligkeit zu gelangen? — Mitchristen, war es nicht zu spät zum Glauben, so war's auch nicht zu spät zum Seligwerden, denn Glaube ist Seligkeit. Diese Ueberzeugung kann und wird uns diese Erzählung nicht rauben, ja vielmehr wird sie, wenn wir sie aufmerksam betrachten, in allen Zügen jener Ueberzeugung das Wort reden. Denn haben wir in solch aufmerksamer Betrachtung erkannt, daß jener reiche Mann gar nicht glaubte, so wird es uns deutlich seyn,

daß auch nach dem Tode nur beim Unglauben Unseligkeit Statt finden kann.

Du aber, o Gott, heilige uns in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit! Amen. —

I. Wenn wir nun, christliche Freunde, auf alle diejenigen sehn, die im Glauben das ewige Leben und die ewige Seligkeit empfingen, und wenn wir den Glauben selbst näher ins Auge fassen und fragen: wie er sich äußert, und worauf er sich gründet, und was seine nothwendigen Bedingungen sind, so wird es wohl keiner leugnen, daß nur bei dem der Glaube möglich ist, der in sich ein Bedürfniß nach der göttlichen Gnade fühlt. Ohne dies Bedürfniß nach der Gnade Gottes und nach dem Frieden mit ihm, ohne das Verlangen, daß die Trennung von ihm aufhören möge, ohne sie ist der Glaube gar nicht denkbar. Daher geht denn auch bei jedem Menschen seinem Erwachen zum Glauben eine Zeit der unbefriedigten Sehnsucht voraus, eine Zeit, wo er in seinem gegenwärtigen Zustande keine Befriedigung findet, wo er hierhin und dorthin eilt, nur um des innern Unfriedens ledig zu werden. Mag sich diese Zeit der Unruhe noch so verschieden zeigen, mag sie in dem Einen sich mehr als stille Wehmuth gestalten, mag ein Andrer gerade dann mehr als gewöhnlich Verirrungen sich zu Schulden kommen lassen, immer wird dem Glauben eine solche Sehnsucht nach einem andern Zustand, nach einem Zustande des Friedens vorangegangen seyn. Und dies ist ja auch anders nicht möglich. Denn wenn der Glaube in der Gewißheit der Vereinigung mit Gott besteht, und der Freude

darüber, so ist offenbar, daß wenn der Mensch nicht darnach verlangt, er auch solcher Vereinigung nicht theilhaft wird. Denn von Seiten Gottes steht ja nie und nirgends Etwas dieser Vereinigung im Wege, sondern nur von Seiten des Menschen dies, daß er nicht vereint seyn will mit Gott, hört aber dies Nichtwollen auf, will der Mensch versöhnt seyn mit dem Vater, sehnt er sich nach dem Leben in ihm, dann erst ist auch solche Vereinigung mit ihm möglich.

Und wenn wir nun dies erkannt haben, daß dies die unerläßliche Bedingung des Glaubens ist, und ohne dies Verlangen nach dem Heil keine Seligkeit möglich, so laßt uns denn unsern Blick werfen auf jenen reichen Mann, und laßt uns sehn, ob denn da, wo er seiner Sünden Strafe erlitt, er dies Verlangen nach dem Heil hatte. Da scheint es nun zunächst, als habe er es allerdings gehabt. Denn schon der Blick, den er zum Himmel empor warf, zeigt eine solche Sehnsucht an nach dem Ort der Freude und des Trostes, schon daß er hinauf sah scheint darzuthun, daß er sich sehnte, ein gleiches Schicksal mit Lazaro zu haben, aber noch mehr spricht dafür, daß er solche Sehnsucht aussprach. Er bat ja um Linderung seines Schicksals, er flehte ja ausdrücklich, daß die Pein gelindert werde, die er erlitt. Und ist denn in dieser Bitte nicht schon jener Anfang des Glaubens zu erkennen, ist hierin nicht das Bedürfniß nach dem Heil ausgesprochen, daß des Glaubens Beginn ist, und dennoch ward ihm entgegnet, daß eine unübersteigliche Kluft ihn scheide von dem Himmel? — Aber wenn wir nun auf das sehen, was der Unselige bat, so ist nicht das Heil und die Erlösung von allem Uebel das Ziel seiner Sehnsucht, nein, nur ein Tröpfchen Wasser, die lechzende Zunge zu laben, es war nur der Wunsch nach einer augenblicklichen Befreiung von seiner Pein. Nicht die höchste Barmherzigkeit verlangt er, sondern eine kurze Labung, nicht nach dem Heil der Seele sehnte er sich, sondern nach einem kurzen, vorübergehenden Sinnengenuß. Und gerade diese Bitte, aus der man zunächst schließen möchte, er habe sich verändert, und verlange mehr nach dem ewigen Heil, als während seines irdischen Lebens, gerade sie zeigt, daß er noch gar nicht geläutert und zur Besinnung gekommen war.

Er hing noch immer am Genuß, es war noch immer in ihm der weltliche Sinn, der nur fürs augenblickliche Wohlseyn sorgt, der herrlich und in Freuden lebt alle Tage, ohne sich um das Heil der Seele zu kümmern, der in jedem Augenblick bloß thut und will, wozu irgend ein Einfall, irgend eine Lust ihn bewegt. Hätte er nicht diesen selben weltlichen Sinn gehabt auch noch am Orte der Qual, so hätte er nicht nur nach einem Wassertröpfchen verlangt, so hätte er gebeten, daß die Qual der Seele, daß die ewige Pein ihm genommen werde. Diese ganz weltliche Gesinnung, die nach dem Einen was Noth thut, noch gar nicht verlangt, nach dem Heil der Seele noch nicht dürstet, das ist eben die unübersteigliche Kluft zwischen dem Himmel und der Hölle, das ist's was ihn trennt von dem Orte der Seligen, und seine Bitte kann keine Erhörung finden, weil er noch unfähig ist zum Glauben, d. h. weil er noch gar nicht sich darnach sehnt, was der Glaube gewährt, nach Seelenheil und Seligkeit.

Aber, sagt man vielleicht, es war wohl gerade seine Demuth, welche ihn die Bitte um vollkommne Seligkeit nicht thun ließ, er wußte vielleicht, welch großes Gnadengeschenk die Seligkeit sey, und deswegen scheute er sich, so viel und so Großes zu verlangen, darum wagte er nur die geringere Bitte, aus dem ganz natürlichen Gefühl der Demuth, die lieber das Geringere bittet, als das Große, und lieber die kleinere Gabe verlangt, als die von größerem Werthe. — Gesetzt, dem wäre nun so, daß Jener etwa so gedacht und deshalb nur das Geringere verlangt hätte; was ist denn am Ende dies, was Ihr Demuth oder Bescheidenheit nennt, was ist es anders als Mißtrauen gegen Gott und seine Gnade. Es ist entweder Mißtrauen gegen seine Macht, so daß man meint, das Geringere werde er vermögen, das Größere aber übersteige seine Gewalt, und so mochte vielleicht Jener denken: die Stillung des Durstes, die Labung der Zunge ist möglich, unmöglich aber die Begnadigung der Seele. Oder es ist ein Mißtraun gegen Gottes guten Willen, der sich in solch einer Scheu ausspricht. Wie wir wohl bei einem Menschen, der uns als karg und ungefällig bekannt ist, eher die geringere Bitte

wagen, als die größere, so kann der ungläubige Sinn auch wohl meinen, daß Gott ein Wenig wohl gewähren wird, daß aber zur Erfüllung der größern Bitte ihm der Wille fehle. Ein Wassertröpfchen, meint er, wird der Herr mir wohl zukommen lassen aus seinem Ueberflusse, aber daß er mich Theil nehmen lasse an seiner Fülle, das kann ich ihm nicht zumuthen, das wird er mir nicht gewähren wollen. — Und dies Mißtrauen, meine Freunde, das ist denn abermals ein Beweis, daß das Verlangen noch nicht da, oder wenigstens kaum da ist. Wenn ein sprüchwörtlicher Gebrauch sagt, daß, was der Mensch recht wünsche, des Erfüllung er auch erwarte, so liegt darin dies Wahre, daß lebendige Sehnsucht auch Hoffnung erzeugt. Diese sogenannte Bescheidenheit in der Bitte des Unseligen, diese mißtrauische Scheu mit der er, wenn wirklich ein Gedanke an das Heil in seine Seele kam, solchen Gedanken von sich wies als vermessen und thöricht, wie sticht er ab gegen das Betragen eines Petrus, der, fest auf des Herrn Liebe bauend, und deswegen stets mehr von ihr verlangend, zu ihm spricht: „Herr, nicht die Füße allein, sondern auch das Haupt." — Die Sehnsucht nach des Herrn Gnade fehlt ihm, darum die geringe Bitte, er verlangt noch gar nicht, oder verlangt noch nicht genug nach dem Heil der Seele, darum kann er nicht glauben, daß es ihm zu Theil werden könne. Aber siehst Du denn nicht, Du Unglücklicher, daß gerade dieses Mißtraun es ist, was Dich scheidet vom Heil, siehst Du nicht, daß gerade dieser Zweifel an Gottes Macht und seinem gnädigen Willen Dich hindert die Kluft zu überspringen, welche Dich trennt von denen, die keine Bitte für zu groß halten, um sie dem Herrn vorzulegen, ach, wenn Du von wahrem Verlangen beseelt, dies Mißtrauen ablegtest, wenn Du, vertrauend auf seine Macht und hoffend auf seine Gnade ihm zuriefest: „Herr, nimm mich zu dir, denn mich verlanget nach dir," o, da wäre die Kluft verschüttet und auch Du würdest getragen in die Wohnungen des Heils.

II. Wer sucht, der wird finden, wer bittet, dem wird gegeben, und nur wer die ganze Fülle des Heils bittet, dem wird das

Heil zu Theil werden. Aber es kann diese Bitte selbst verschiedner Art seyn, je nachdem sie nämlich aus verschiedner Gemüthsbeschaffenheit hervorgeht. Wie schon in allen menschlichen Angelegenheiten die Bitte, mit der wir das Recht anrufen, das uns gebührt, verschieden ist von der Bitte um Gnade, wie das eine Mal wir uns auf unser Verdienst stützen, das andere Mal es erkennen, daß wir nichts verdient haben, so kann auch das Verlangen nach dem Heil und die Bitte darum sehr verschieden seyn. Es gibt noch immer der Menschen nicht Wenige, die in der Eitelkeit ihres Herzens meinen, sie seyen geborgen und alles Heil gehöre ihnen, wenn Gott ihnen nach ihren Werken und ihren Verdiensten lohnte; es gibt noch immer Menschen, die, wenn auch nicht mit dem Munde, so doch im Herzen sprechen: „Gott verfahre mit mir nach meinen Werken," und im verblendeten Dünkel meinen, sie hätten damit die höchsten Ansprüche ausgesprochen. Bei solchem stolzen Sinn kann keine eigentliche Sehnsucht nach dem Heil der Seele Statt finden, weil da ja immer Selbstzufriedenheit herrscht und kein Mangel empfunden wird. Aber auch wo er empfunden wird, findet oft nicht die Sehnsucht rechter Art Statt. Wenn nämlich der Mensch seiner Trennung von Gott sich bewußt wird, sie aber immer mehr als ein Unglück ansieht, das ihn betraf, und nicht als etwas, was er selbst und nur er selbst verschuldete, so kann es auch bei ihm nicht zu der Bitte um das Heil kommen, bei welcher die Erhörung nie ausbleibt. Der Mensch muß erkennen, w a s ihn von Gott scheidet, denn nur dann kann er ernstlich verlangen, daß dies Hinderniß aus dem Wege geräumt werde. Dieses ernstliche Verlangen kommt aus dem demüthigen Herzen, welches erkennt, daß wir eitel Strafe verdient haben, es gründet sich auf das Bewußtseyn, wie wir nicht selbst das Heil uns geben können, vielmehr selbst uns von ihm geschieden haben, und es nur dann wieder erlangen können, wenn Gott es uns schenkt. Mit einem Wort auf Reue und Buße muß sich das Verlangen nach dem Heil stützen, nicht sollen wir bemänteln und verkleinern unsere Schuld, sondern sie schmerzlich empfinden und das Auge klar erhalten, um sie immer mehr zu erkennen. Und dieser bußfertige Sinn, der sich nicht

entschuldigen will, ist das zweite Erforderniß des Glaubens, ohne ihn ist dieses nicht möglich.

Und wenn wir nun wieder auf unsere Textesworte blicken und zusehn, ob denn diese zweite unerläßliche Bedingung des Glaubens bei dem Reichen am Ort seiner Qual zu finden ist, so scheint es wiederum zunächst, als habe er Reue und Buße allerdings gefühlt. Denn die Bitte, um seine Brüder vor gleichem Schicksal zu bewahren, damit sie Buße thun, die zeigt ja, daß er es erkannt hat, wie viel auf die Buße ankomme, und wie sie zum Heil nothwendig sey. Aber wenn wir diese seine Bitte näher betrachten, so wird es uns abermals klar werden, wie weit er noch vom Glauben entfernt war. Seinen Brüdern, die jetzt in seines Vaters Hause lebten gleich wie er gelebt hatte, wünscht er einen Todten zugesendet, dies Wunderzeichen, meint er, werde sie zur Buße bewegen, und der Antwort, daß Moses und die Propheten sie schon dazu mahnten, setzt er entgegen, daß dies nicht genug sey, der auferstandne Lazarus würde sie dazu bringen, wozu Moses und die Propheten nicht hinreichten. Wenn wir nun dies bedenken, daß er selbst seine Brüder ganz sich gleich achtete, wer von uns kann denn wohl in seiner Bitte den Sinn verkennen, der es nicht mehr haben will, daß seine Sünden schwer, und seine Schuld groß seyen, sondern der nach Entschuldigungen hascht, und auf Andre die Schuld wälzt, daß es so mit ihm gekommen. Was er von seinen Brüdern sagt, das gilt seiner Meinung nach, auch von ihm selbst, wie ihnen Moses und die Propheten nicht genug seyn sollen, um sie zur Buße zu mahnen, eben so glaubt er auch für sich eine Entschuldigung daran zu haben. Schicke einen Todten hin, spricht er, denn wahrlich dann werden sie Buße thun; ich weiß es ja, wäre mir ein Todter erschienen, ich hätte auch mich bekehrt, — seht, Mitchristen, das ist der Sinn, der sich in seiner Rede ausspricht. So sieht er auch da, wo er erkennt, daß Buße nöthig war, nicht auf das, was ihn nicht Buße thun ließ, auf seine eigne Herzenshärtigkeit, nein, sondern grämte sich nur über das Unglück, daß kein Todter ihm erschienen sey, ihn zu warnen, und wäre einer erschienen, denn hätte es eines Engels bedurft, und

das stete Bedenken, unter welchen Umständen es anders gegangen wäre, lenkt den Blick ab von dem Einen, worauf zu sehen Noth thut, von der eignen Sünde. Wer kennt ihn nicht aus eigner Erfahrung, jenen stolzen Sinn, der, wenn er es auch einmal über sich gewinnt, seine Sünde zu bekennen, weil sie ihm gar zu nahe vor die Augen tritt, der dann sogleich eilt, sie auf Andre zu schieben, auf seine Umgebung oder äußre Umstände? Wer hat sich nicht darauf ertappt, daß in den Augenblicken, wo das Gewissen mächtig dräut und straft, der eitle Sinn sich selbst bethört und lügend tröstet: „Es ist freilich schlimm mit mir, aber wäre ich besser erzogen, oder ernstlicher ermahnt, hätte man mit mehr Sorgfalt mich gehütet, so hätte ich mich rein erhalten, oder bald gebessert.“ O, wie ist der Mensch da erfindungsreich, wie weiß er da alle möglichen Zufälligkeiten zu ersinnen, die ihn gewiß von der Sünde abgehalten hätten, wenn sie Statt fanden, wie soll da wieder alles Mögliche sich vereinigt haben, um ihm eine Versuchung zu bereiten, wie andre Menschen sie nicht kennen und nicht erfahren. Und seht, meine Freunde, dieser eitle Sinn hat jenen Unglücklichen auch am Ort der Qual nicht verlassen, auch dort spiegelt er sich, wo er seiner Sünden gedenkt, noch vor, daß nicht genug geschehen sey, um ihn zur Buße zu mahnen, wie denn auch jetzt bei seinen Brüdern nicht genug geschehe. Fern von dem reuigen Bekenntniß des Gläubigen, daß jede Sünde die eigne Schuld, daß auch bei der größten Versuchung, weil die Kraft Gottes nahe ist, das Fallen eigne That ist, gefällt er sich noch jetzt im Vorspiegeln, wie er so arg nicht sey, denn wäre nur ein einzig Mal ein Todter ihm erschienen, er wäre ganz gewiß nicht an den Ort der Qual gekommen. Und so lange dieser eitle Wahn das Herz noch gefangen hält, so lange es noch damit sich tröstet, daß Verhältnisse und Umstände die Schuld der Sünde tragen, so lange ist auch der demüthige Zöllnersinn fern, der da spricht: „Gott sey mir Sünder gnädig.“ Schwindet aber dieser Wahn, sieht der Unselige es ein, wie er mehr als genug hatte an Mose und den Propheten, wie seine Sünde auch geblieben wäre, wenn ein Todter erschienen wäre, ja dann erst kann er von ganzem Herzen flehn zu

dem Herrn, der da kam, die Sünder selig zu machen. Dann kann er erst seine ganze Schuld erkennen und sprechen: „Ich bin allein Schuld, bin nicht werth, dein Sohn zu heißen, aber gib mir dennoch die Seligkeit," und wahrlich, wer so spricht, der ist nicht mehr von ihm durch eine Kluft geschieden, nein, er vernimmt den Ruf: „Sey getrost, dein Glaube hat dir geholfen."

Und so steht denn diese Erzählung durchaus nicht der Lehre entgegen, daß der Glaube immer selig machen muß, nein, wir wissen es, hätte jener Reiche geglaubt, so hätte sein Glaube die Kluft verschüttet zwischen Himmel und Hölle. Wenn man uns aber nun entgegnet, daß eine solche Ansicht von dieser Erzählung Manchen zum Leichtsinn bringen könne, so wollen wir das nicht leugnen. Was kann der Mensch denn nicht mißbrauchen und verkehren? Die Lehre vom seligmachenden Glauben hat Mancher schon zum Ruhekissen der Sünde gemacht, — Manchem ist das Sacrament zum Gerichte geworden, — und ist darum jene Lehre nicht wahr, oder das Sacrament nicht heilig und beseligend? — Eben so ist es auch mit dieser Erzählung. Sie lehrt den Leichtsinn nicht, vielmehr enthält sie, trotz dem, daß sie des Glaubens Macht nicht schmälert, für jeden Leichtsinnigen gar Schreckendes und Entsetzliches. Der Leichtsinn bei der Lehre, daß der Glaube auch den Sünder selig mache, zeigt sich besonders häufig so, daß man nur ruhig in der Sünde fortlebt und sich darauf verläßt, man habe noch immer Zeit sich zu bekehren. Wird nun gar gesagt, daß eine Bekehrung nie fruchtlos seyn könne, selbst dann nicht, wenn sie nach dem Tode Statt finde, wird da sich nicht der Leichtsinn noch vermehren? — Wie aber, wenn es bei diesem Aufschieben der Besserung endlich so weit käme, daß wir, ob wir gleich noch Zeit haben, selbst nicht mehr wollen? — Wie, wenn wir uns so gewöhnten an die Sünde, daß wir, obgleich der Tod uns vor Augen stünde, dennoch nicht uns bekehrten, weil wir die Kraft, uns nach dem Heil zu sehnen verloren hätten? — Mitchristen, wenn wir so etwa auf späteres Alter unsere Besserung und Bekehrung verschieben, wenn wir Menschen sehn, die da sagen, wir sind jung, laßt

TÜ Raamatukogu

uns jetzt die Jugend genießen, mit dem Alter wird die Frömmigkeit schon kommen, — so meinen wir gewöhnlich, es sey mit solchen Reden Ernst, und sind fast überzeugt, wenn uns etwa gesagt würde: „Morgen wirst Du von Gott abgerufen," so würden wir noch heute uns bekehren. Aber sehen wir auf jenen Reichen. — Bei ihm ist mehr geschehn. Die Verdammniß ist schon eingetreten und immer noch keine Aenderung. Er kann sich doch nicht vorspiegeln, was der Leichtsinnige auch bei einer Ankündigung: Du wirst morgen sterben, sich vorreden kann: „Wer weiß auch, ob es geschieht," er hat die Gewißheit schon, und dennoch findet sich von demüthiger Reue keine Spur bei ihm. Und darum ist jene Erzählung eine furchtbare, weil sie uns einen Zustand vor Augen führt, in welchem alle Qualen der Hölle nicht hinreichen, Sehnsucht nach dem Heil, Reue und Buße zu wirken, und wahrlich, wer mit seinem Wissen von des Glaubens beseligender Kraft so spielt, wer stets auf sie sich verlassend von Tage zu Tage sich der Ruchlosigkeit mehr ergibt, der ist auf dem Wege zu jenem elenden Zustande. Wer so sein ganzes Leben hindurch mit der Wahrheit sein Spiel treibt, daß er bei jeder Sünde sich tröstete, indem er sprach: „der Glaube wird mich dennoch selig machen," den trifft am Ende der Fluch, daß er zuletzt nicht mehr glaubt den Worten, die er sich sagt, und nicht mehr glauben kann. Er hat sich so gewöhnt, jene Lehre nur als ein Einschläferungsmittel seines Gewissens anzusehn, daß ihm nun die Kraft ausgegangen ist, in ihr sein Heil zu finden, und wenn nun die Zeit gekommen ist, in der er sich bekehren wollte, da spricht er selbst: „Nein es ist doch nicht möglich, mich kann der Glaube nicht selig machen!" Und jenem Reichen gleich, bleibt er in seiner Qual, weil er nicht glauben will, weil er den Willen verloren hat, Buße zu thun.

Und so laßt uns denn, wenn wir in der Betrachtung dieser Erzählung die Ueberzeugung gewonnen und uns mehr angeeignet haben, daß, wenn der Glaube und der Glaube immer selig macht, er auch nicht jenseits des Grabes ohne Seligkeit da seyn kann, sondern Jeden selig macht, der da glaubt, — laßt uns dann auch die

Warnung nicht außer Acht lassen, die darin liegt, daß nur der Glaube selig machen kann. Laßt uns ja nicht den Willen und die Kraft zum Glauben verlieren, sondern stets denken, daß, wenn uns diese Lehre zum Leichtsinn verleiten will, es besonders Noth thut, uns zu besinnen, weil wir dem Augenblick nähergekommen sind, in dem wir nicht mehr wollen werden, was zu unserm Frieden dient. Amen.

V.

Was ist christliche Nächstenliebe?

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sey mit uns Allen! Amen.

Text, Luc. 10, 25—37.

Und siehe, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Er aber sprach zu ihm: Wie stehet im Gesetz geschrieben? Wie lieseſt du? Er antwortete und sprach: Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe, und deinen Nächsten als dich selbst. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet, thue das, so wirst du leben. Er aber wollte sich selbst rechtfertigen, und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho, und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus, und schlugen ihn, und gingen davon, und ließen ihn halb todt liegen. Es begab sich aber ohngefähr, daß ein Priester dieselbige Straße hinabzog; und da er ihn sahe, ging er vorüber. Desselbigen Gleichen auch ein Levit, da er kam bei die Stätte, und sahe ihn, ging er vorüber. Ein Samariter aber reisete, und kam dahin, und da er ihn sahe, jammerte ihn sein, ging zu ihm, verband ihm seine Wunden, und goß drein Oel und Wein, und hob ihn auf sein Thier, und führete ihn in die Herberge, und pflegte sein. Des andern Tages reisete er, und zog heraus zween Groschen, und gab sie dem Wirth, und sprach zu ihm: Pflege sein, und so du was mehr wirst darthun, will ich dirs bezahlen, wenn ich wieder komme. Welcher dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste sey gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm that. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin, und thue desgleichen.

Wenn wir, meine christlichen Freunde, mit Recht das aussprechen, daß das christliche Leben sich auf die Liebe gründen, und alle

Lebensäußerungen zugleich Aeußerungen der Liebe seyn sollen, wenn wir es wissen, daß alle christlichen Sittengebote nichts weiter sind, als Anwendungen des einen Gebotes der Liebe, sie selbst aber des Gesetzes Erfüllung, — so sind wir dabei gewöhnt, dies als etwas dem Christenthume Eigenthümliches anzusehn. Erst seit Christo, sagen wir, sey die Liebe das Bewegende des Lebens geworden, erst durch ihn sey das Gebot der Liebe gebracht. Und wenn sich's darum handelt, zu sagen, worin sich die christliche Sittenlehre von jeder andern unterscheide, möchte nicht leicht Jemand etwas Andres antworten, als dies: daß in ihr Alles aus dem Gebot der Liebe fließe. — Und diese Ansicht ist, namentlich was die Liebe zu unsern Nebenmenschen betrifft, nicht etwa, um das Christenthum zu ehren und höher zu erheben, willkührlich ersonnen, sondern der Herr selbst bestätigt sie, indem da, wo er das Gebot der Liebe seinen Jüngern einprägt, er ausdrücklich sagt, es sey ein neues Gebot, welches er gebe. — Wenn nun aber auf der andern Seite es nicht zu leugnen ist, daß das Gebot, Gott und den Nächsten zu lieben, sich schon im alten Bunde findet, und dies doch jener Ansicht zu widersprechen scheint, so kann es uns nicht wundern, wenn Einige, um diesen Widerspruch zu vermeiden, die Stelle des alten Bundes, welche jenes Gebot enthält, geflissentlich vergaßen, Andre im Gegentheil dies wohl nicht thaten, dafür aber kein Gewicht legen mochten auf das Wort des Heilands, daß es ein neues Gebot sey, noch Andre endlich, die in frommem und redlichem Forscherſinne gewöhnt waren, auf jedes Wörtlein des Herrn zu achten, dem Worte neu einen andern Sinn geben wollten. — Wie aber, wenn das Eine und Andre sich gar nicht widerspräche, wenn die Liebe, die im alten Bunde galt, und die, welche durch Christum Geltung bekam, etwas ganz Verschiedenes wäre, und demnach gar wohl das Gebot der Liebe im alten Bunde gegeben seyn, und dennoch im neuen ein neues Gebot genannt werden könnte? — Und so ist es in der That, meine geliebten Freunde, die Liebe dort und hier, sie sind trotz ihres gleichen Klanges verschieden, und liegt darin gar nicht eine Zweizüngigkeit Gottes, der ja doch im alten wie im neuen Bunde gesprochen habe. Niemand nennt das eine Zwei-

zügigkeit Gottes, daß sehr Vieles, was im alten Bunde gar nicht, Andres wiederum, was dort nur verhüllt und andeutungsweise geoffenbart war, daß dies im neuen Bunde in seiner Klarheit offenbar wurde, oder daß Manches, was dort von Gott als Gesetz vorgeschrieben war, hier, als die Zeit erfüllt war, abgeschafft wurde von ihm selber, und bei einem solchen Gebote ist noch etwas Andres zu beachten. Was ein Gesetz besagt, ist nämlich nicht nur aus seinen Worten zu ersehen, sondern es muß dabei auch immer die Bedeutung mit berücksichtigt werden, welche Alle, denen das Gesetz gegeben, ihm beimessen. So wird wohl Keiner leugnen, daß ein und dasselbe Gebot, etwa dies: daß man tugendhaft seyn solle, wenn es Heiden gegeben würde, ganz etwas Andres hieße, als dasselbe Gebot unter Christen, weil nämlich Heiden und Christen etwas ganz Verschiednes für Tugend halten. Eben so ist es mit dem Gebot der Liebe im alten Bunde. Weil die, welche zum alten Bunde gehörten, noch nicht fähig waren, das Wort Gottes ganz zu verstehn, weil sie es nach ihrem Verständniß auslegten, eben deswegen ist auch das Gebot der Liebe dort etwas ganz Anderes, als in der christlichen Welt, was sich denn auch darin zeigt, daß im Christenthum die Liebe obenan gestellt wird; gerade das Gebot der Liebe aber ist es, was bei dem jüdischen Volke ganz zurücktritt, theils gegen die äußern Satzungen, theils gegen die in Stein gegrabnen Sittengesetze, und nur Wenige sind es, die ihm größere Wichtigkeit beilegen.

Dieser wenigen Einer wird in unserm Evangelio uns vor Augen geführt, nnd darum ist eben dies Evangelium am besten geeignet, uns einen tiefen Blick in das Wesen der christlichen Liebe und ihr Verhältniß zu der nichtchristlichen thun zu lassen. Denn, wenn einerseits die Antwort des Schriftgelehrten zeigt, daß er das Gebot der Liebe kannte, so läßt andrerseits die Frage, die er daran knüpft, uns sehn, wie in der Zeit des alten Bundes dies Gebot verstanden ward, die Antwort endlich, welche der Heiland gibt, läßt die Liebe erkennen, welche er lehrt, die neue Liebe. Laßt uns drum von diesem Evangelio veranlaßt, heute anstellen:

Einige Betrachtungen über die christliche Nächstenliebe. Und da laßt mich:

Erstlich: das Eigenthümliche derselben darlegen, wodurch sie sich von jeder andern unterscheidet.

Zweitens: zeigen, daß uns Allen mehr oder minder die richtige Ansicht nicht fremd ist.

Endlich aber warnend darauf hinweisen, daß trotz dieser Erkenntniß, wir doch so oft das Wesen der christlichen Liebe verkennen. Und du, o Gott, heilige uns in deiner Wahrheit; dein Wort ist die Wahrheit.

I. Die Ansicht, die, wo das Christenthum noch nicht herrscht, gewöhnlich ist, wenn von Nächstenliebe gesprochen wird, ist diese: daß die Liebe und Barmherzigkeit von dem Gegenstand bestimmt sey, d. h. daß, ob wir einen Menschen lieben oder nicht lieben können, davon abhänge, ob der Mensch der Liebe werth sey oder nicht. Daß diese selbe Ansicht auch zu des Heilands Zeit die gewöhnliche war, sehen wir aus Manchem, was uns aus jener Zeit erzählt wird, so daraus, daß man sich wunderte, Christum bei den Zöllnern im traulichen freundlichen Gespräche zu sehn, oder daraus, daß der Heiland die herrschende Meinung widerlegt, daß nach der verschiednen Beschaffenheit der Menschen, man Einige lieben, Andre hassen solle. Solche Meinung hat denn auch der Schriftgelehrte in unserm Evangelio, auch bei ihm gab es keine andre Ansicht von Menschenliebe als diese, daß sie eine Neigung des Gemüthes sey, welche der Andre durch seine Beschaffenheit in uns bewirke, und er fragt darum den Heiland: „Wen soll ich lieben, wer ist mein Nächster?" d. h. von welcher Beschaffenheit sind die Menschen, die ich lieben soll? Daß es so eine Beschaffenheit geben müsse, welche uns verpflichtet, den Andern zu lieben, das setzt auch er voraus als Etwas, was sich von selbst versteht, und seine Frage spricht dies deutlich aus. Denn wenn wir fragen: „Welcher ist mein Nächster?" so haben wir die Voraussetzung gemacht, daß Einige es sind, Andre nicht. Und so erwartete der Schriftgelehrte entweder die Antwort: deine Verwandte,

oder deine Landsleute, oder wenn er etwas freisinniger war, glaubte er, der Herr werde irgend eine sittliche Beschaffenheit beschreiben, und von der sagen, daß sie es sey, welche den Menschen zum Gegenstand unserer Liebe machen solle.

Der Heiland antwortete aber gar nicht in der Weise, wie der Schriftgelehrte es erwartet hatte, und allerdings, wenn man den Grund nicht weiß, warum der Herr solch eine Antwort nicht gab, muß uns die ganze Erzählung etwas seltsam erscheinen. Der Pharisäer hatte gefragt: „Welcher ist mein Nächster?" es sollte doch offenbar dies so viel heißen, als: „wen soll ich lieben, welches sind die der Liebe Würdigen?" — Und der Heiland antwortete, als hätte er gefragt: „welche Menschen sind es, die Liebe erweisen," d. i. welches sind die Liebe wollen? Was konnte nun wohl die Absicht seyn, warum der Heiland jene Frage nicht beantwortete? Mitchristen, die Ursache ist leicht zu erkennen; eben weil jene Frage von einer falschen, ja sündlichen Voraussetzung hervorgegangen war, eben deshalb mußte der Herr sie unbeantwortet lassen, denn sie beantworten, hieß jene Voraussetzung billigen. Um uns dies deutlich zu machen: Wenn uns etwa Einer fragte: „Welcher von allen Göttern ist der wahre Gott?" so wäre, wenn wir etwa antworteten: „der Gott der Christen," diese Antwort schlecht. Denn der, der so fragt, denkt doch offenbar, daß es mehrere Götter gibt, und wenn wir ihm antworten, so haben wir diesen Irrthum nicht beseitigt, statt daß, wenn wir ihn vernünftig belehren wollen, wir seine Frage unbeantwortet lassen und ihn darauf aufmerksam machen müssen, daß seine Frage selbst auf einem Irrthum beruht. Eben so, wenn der Herr geantwortet hätte auf die Frage, wer ist mein Nächster: „Dieser oder Jener," so wäre der Schriftgelehrte bestärkt in dem Irrthum, den er hegte, daß es einer besondern Beschaffenheit des Menschen dazu bedürfe, daß wir ihn lieben. Deshalb läßt der Herr seine Frage eigentlich ohne eine solche bestimmte Antwort, wie der erwartet hatte, sondern macht ihn aufmerksam darauf, wie die wahre Liebe zu unserm Nebenmenschen seinen Grund nicht hat in dem Nebenmenschen, sondern eben nur in uns selbst. Zu diesem Ende legt er Jenem das

Gleichniß vor, damit durch aufmerksame Betrachtung desselben er einsähe, was wahre Liebe ist, einsähe zugleich, daß seine Frage nur da Statt finden kann, wo noch gar keine Vorstellung von der wahren Menschenliebe da ist.

Das Gleichniß nämlich erzählt von dem Samariter und stellt in ihm ein Beispiel der wahren Menschenliebe dar, welche der Herr gepredigt und in allen seinen Werken selbst gezeigt hat. Während der Priester und Levit, die vorübergingen, entweder die Ausrede hatten: ich kenne ihn nicht, er ist ein Fremder, — oder vielleicht gar bei sich sprachen: es ist ein unwürdiger Mensch, wozu soll man ihm helfen, — während dessen ist der einzige Gedanke, den der Samariter hatte: „er bedarf deiner Hülfe." Und so lud er ihn auf sein Thier, und brachte ihn dahin, wo Hülfe zu finden war. Was nun hier erzählt wird von einer Aeußerung der Liebe, der wohlthätigen Barmherzigkeit, das gilt von der wahren Christenliebe überhaupt; auch da heißt es nicht: „Wer ist er, oder wodurch hat er Liebe verdient?" sondern nur: „er bedarf der Liebe," und wer bedürfte ihrer nicht? So ist die christliche Liebe nie Etwas, was durch den Werth oder Unwerth der Andern bedingt ist, sondern ist ein freiwilliges Geschenk, das wir darbringen, eine freie Gabe, womit wir den Andern beschenken. Daß der Herr solche Liebe meint, wenn er das Gebot der Liebe uns einprägt, die Liebe, die nicht abhängig ist von der Beschaffenheit der Andern, davon zeugt jedes Blatt der h. Schrift, das von seiner Liebe erzählt, davon jedes Wort, welches er von der Liebe gesprochen, davon das Wort in unserm Evangelio: „Gehe hin und thue desgleichen." Nur wenn wir dies fest im Auge behalten, ist es auch klar, wie der Herr, wo er das Gebot der Nächstenliebe einprägt, sagen konnte, „ein neues Gebot gebe ich Euch." Mitchristen, das Neue in diesem Gebot liegt eben darin, daß es eine Liebe seyn soll neuer Art, eine Liebe der Art, wie er sie geübt hat. „Gleichwie ich euch geliebt habe," spricht er, und diese Worte erklären es, warum das Gebot der Liebe ein neues Gebot ist. Solche Liebe war eine neue, eine bisher unerhörte Liebe, — und mit solcher Liebe liebt der Christ. Und wenn wir nun fragen: „Wie

hat denn Christus uns geliebt?" so wissen wir es ja Alle, daß er uns geliebt hat, ohne daß wir es verdienten, er hat es gethan, weil er die Liebe in sich trug, und nicht weil an uns solche Liebenswürdigkeit war, er hat uns geliebt, nicht weil wir vortrefflich und reich, sondern weil wir Sünder und arm waren, und eben in dieser Armuth seiner Liebe am meisten bedurften. Und er, der so geliebt hat, spricht zu uns: „Ihr sollt lieben, gleichwie ich geliebt habe." Und wenn auch jener Schriftgelehrte die Worte der Schrift anführt, welche die Liebe predigen, so kannte er doch nichts, als nur jene Liebe, die ein Lohn ist für Vortrefflichkeit, es ist jene Liebe, die der Andre durch seinen Werth erzwingt; die Liebe aber, die der Herr lehrt, die nur in dem Liebenden ihren Grund hat, die kannte er nicht, und konnte sie nicht kennen.

II. Es ist nicht zu zweifeln, meine geliebten Freunde, daß Manche, welche so eine Ansicht hören, darüber als über eine Schwärmerei lächeln werden, es geschieht täglich, daß Viele es aussprechen, dergleichen höre sich recht gut an, möge wohl auch für die erbauliche Betrachtung passend seyn, in der Wirklichkeit aber komme man mit solchen Ansichten nicht weit, denn da sage Jedem sein gesunder Menschenverstand, daß es nicht anders seyn könne als so, daß die Liebe vom Werth oder Unwerth dessen abhänge, den wir lieben. Wer der Liebe werth sey, den müsse man, wer ihrer unwerth, den könne man nicht lieben. Wenn gesagt wird, das sey der Welt Lauf, so wollen wir es nicht leugnen, aber wie sündig der ist, das wissen wir Alle. Aber wenn man solche Lehre nur etwa in der Kirche will gelten lassen, da vergißt man, daß was in der Wirklichkeit und im Leben falsch ist, daß das auch nie Geltung haben kann in der frommen Betrachtung, eben so aber auch, daß was hier wahr ist, daß das auch beachtet werden muß im Leben und Thun. Aber wenn wir nun auf die Wirklichkeit sehn und aufmerksam bedenken, was wir denn im gemeinen Leben Liebe nennen, so werden wir sehen, wie, vielleicht uns selber unbewußt, in der That Allen die Liebe als die höchste und herrlichste erscheint, welche ein Abbild von der

Liebe Christi zu uns ist, d. h eine, welche nicht hervorgebracht wird durch die liebenswerthen Eigenschaften dessen, den wir lieben, sondern durch Gott in uns gewirkt ist, indem er unser Herz weich, empfänglich, liebevoll machte. Seht doch etwa hin auf das Herz einer Mutter, die ihr Kind liebt; liebt sie es etwa, weil es die Liebe verdient? Wird ihre Liebe etwa geringer, wenn sie Schwächen, Mängel, Sünden an dem geliebten Kinde bemerkt? Ach manches Kind des Schmerzes und des Kummers, mancher verlorne Sohn, der vom rechten Wege abirrte, ist darum nicht weniger ein Gegenstand der mütterlichen Liebe, denn kann die Mutter je ihres Kindes vergessen? Warum wird denn die Liebe, welche Eltern zu ihren Kindern, warum die, welche Geschwister unter einander haben, immer als Muster angeführt der wahren Liebe? — Warum anders, als weil sich darin am meisten eine Liebe zeigt, der ähnlich, die Christus gegen uns hegte, eine Liebe, die sich nicht gründet auf den Werth des geliebten Kindes, sondern in dem Herzen der liebenden Eltern ihren Grund hat. Man meint nun aber vielleicht, nur in diesen Verhältnissen könne dergleichen vorkommen, weil es hier die Bande der Familie sind, die sie verbindet, ein gleiches Blut in Beiden sie so zu einander ziehe und an einander binde. Aber sind denn nicht auch alle Christen unter einander verwandt und eines großen Hauses Kinder, ist es nicht gleichfalls ein Blut, das in ihnen fließt, das Blut der erlöseten Menschheit, sind sie denn nicht durch den Herrn vereint zu Gliedern an einem Leibe? Und eben darum soll ihre Liebe seyn gleich der in jeder andern engen und innigen Verbindung.

Es ist aber auch gar nicht der Fall, meine Freunde, daß man nur von jenen oben berührten heiligen Verhältnissen das gelten lassen könne, daß solche Liebe Statt findet. Im Gegentheil, wenn wir nur aufmerksam darauf achten, was Andre und was wir selbst oft von der Liebe überhaupt aussagen, so muß es uns klar werden, wie wir selbst immer an die Liebe solche Forderung machen. Man sagt nämlich oft: „Zur Liebe könne man Keinen zwingen." Wenn solche, die lieblos sind, das aussprechen, so kann das uns nicht wundern, und wir können nicht leugnen, daß sich dann ein recht unreiner Sinn

hinter solchen Worten verbirgt. Sie wollen nämlich ihre Herzenshärtigkeit entschuldigen, und wie wohl in einem Rechtshandel Jeder sein Recht bewiesen hat, wenn er zeigt, daß der Andre ihn nicht zwingen dürfe, so sehen sie die Liebe auch an als eine Pflichtleistung, zu der Niemand sie zwingen kann. Aber wenn wir von diesen absehen, so pflegen wir Alle da, wo wir es etwa gewahr werden, daß ein Andrer Etwas gegen uns hat und uns nicht mit Liebe entgegen kommt, zu seiner Entschuldigung zu sagen: „zur Liebe kann man Niemand zwingen." Was heißt das aber anders, als daß die Liebe etwas ist, was der Andre aus freiem Antriebe uns schenkt. Würde, ob er uns liebt oder nicht, davon abhängen, wie wir uns gegen ihn betragen, so könnten wir ja nur thun, was nothwendig in ihm Liebe hervorbringt, d. h. ihn allerdings zwingen zur Liebe. Oder umgekehrt, wo wir einen Menschen nicht lieben — leider gibt es ja, so sehr wir das Gebot der Nächstenliebe kennen, der Augenblicke viele, wo es tauben Ohren gepredigt wird, wo statt Liebe Gleichgültigkeit und Haß sich in uns regt, und statt Wohlwollen wir Feindschaft zeigen, — wenn nun da es nur dessen bedürfte, die Vorzüge des Andern einzusehen, so wäre dem Lieblosen leicht geholfen, denn Vorzüge und gute Seiten kann man an jedem Menschen nachweisen. Aber fragt Euch doch, Ihr, die Ihr in Euch selbst Lieblosigkeit wahrnehmet und nun liebevoller werden wolltet, fragt Euch doch, ob es Euch gelang dadurch, daß Ihr Euch vorerzähltet, wie viel Gutes und Liebenswerthes der Andre an sich habe? Zu einem kühlen Lobe kann man es damit wohl bringen, auch wohl dazu, daß man gegen Andre sich nicht feindselig über ihn äußert, aber nicht zu inniger herzlicher Liebe. Um zu der zu gelangen, dazu gibt es nur ein Mittel, in sich zu gehen, zu erkennen die Sünde in sich selbst, und gegen sie zu kriegen, denn ist erst das Herz der Sünde mehr ledig geworden, so hat auch Gott darin mehr Raum bekommen, und die Liebe wird mächtig, denn er ist ja selber die Liebe.

III. Aber obgleich wir so es eingesehn haben, meine Freunde, daß die Erkenntniß, worin die wahre Christenliebe bestehe, uns nicht

fremd ist, und obgleich eine genaue Betrachtung unser selbst es uns zeigt, daß wir gewohnt sind, in allen möglichen Verhältnissen an die Liebe diese Forderungen zu machen, so bedarf es doch auch einer warnenden Erinnerung daran, daß diese Erkenntniß oft aus unserm Gemüthe schwindet, oder doch als todtes Besitzthum ohne Frucht darin schlummert. Laßt mich nun heute eine solche Erinnerung so geben, daß ich einiger Aeußerungen erwähne, uns so geläufig, daß man sie Redensarten nennen könnte, in welchen bei genauer Betrachtung es sich zeigt, daß, wo sie angewandt werden, das Wesen der Christenliebe wenigstens auf Augenblicke verkannt oder vergessen ist. Es gibt nun solcher Aeußerungen viele, laßt mich nun aber nur an zwei derselben erinnern, welche sich auf unser Verhältniß zu unsern Nebenmenschen beziehn, darin sich entgegengesetzt, daß die eine den Nebenmenschen entschuldigt, wo er nicht zu entschuldigen ist, die andre ihn anklagt, wo er keine Anklage verdient, die aber beide, wie sich leicht nachweisen läßt, in dem Verkennen der christlichen Liebe ihren Grund haben.

Die eine dieser Aeußerungen also ist eine solche, die den Nebenmenschen entschuldigen will, wo er nicht zu entschuldigen ist. Man hört sehr oft — vielleicht haben wir selbst oft dergleichen geäußert — wo ein andrer Mensch seine Liebe versagt, und sich lieblos beträgt, es aussprechen: „Ich habe solche Lieblosigkeit verschuldet, ich habe Nichts gethan, um seine Liebe zu verdienen, darum ist es meine Schuld, daß er so lieblos ist.“ Und solche Reden sprechen Viele ganz ohne Arg aus, ja sie meinen, in solchen Augenblicken noch besonders bescheiden und rein zu seyn, und ahnden nicht, daß sie durch der Art Reden sich versündigen. Es ist nun gewiß dem Menschen heilsam, zu bedenken, wie wenig er Andern gewesen, wie viel er ihnen schuldig blieb von dem, was sie erwarten und fordern durften, und wie er nie eine Veranlassung, seiner Sünde sich bewußt zu werden, ungenutzt soll vorübergehen lassen, so ist es rathsam, auch da, wo er Lieblosigkeit erfährt, seines früheren Unrechts, seiner eignen Lieblosigkeit sich zu erinnern; — solche Selbstanklagen sind nie ohne Grund und nie ohne Segen, aber etwas Anderes ist's,

ob wir nun, wenn wir so uns selbst anklagen und uns selbst verdammen, ob wir da sagen dürfen: „Es ist natürlich, daß der Andere uns nicht liebt?" Es fragt sich, ob wir wohl, indem wir seine Lieblosigkeit für eine nothwendige Folge unseres Unrechts erklären, so ihn von jeder Schuld frei sprechen dürfen? — Mag man immer die Lieblosigkeit, die man erfährt, als Strafe ansehn für die, welche man selbst gezeigt hat, ist darum aber der, welcher sich zum Werkzeug der Strafe macht, entschuldigt? Ist er frei von Sünde, weil seine Sünde die Folge hat, oder dazu dient, uns für die unsre zu strafen? Weil uns Recht geschieht, thut er darum Recht? — Nein, meine Freunde, seine Sünde bleibt seine Sünde, und wir dürfen darum ein solches Wort nicht aussprechen, weil es unwahr ist, was wir sagen. Und sage man doch nicht, daß dies eine unschuldige Unwahrheit sey, hervorgegangen aus dem unschuldigen, ja lobenswerthen Bestreben, die Schuld vom Andern ab und auf uns zu nehmen. Es ist dies gar nicht so unschuldig und unschädlich als wir meinen. Denn haben wir einmal den Grundsatz aufgestellt, daß, wo der Andre lieblos ist, seine Lieblosigkeit unser Werk ist, und nicht seine Sünde, so ist es ja ganz natürlich, daß, wenn er nun aufhört lieblos zu seyn, wir dies auch für unser Werk halten, wenn er anfängt, uns recht lieb zu haben, dies für unser Verdienst ansehen. Und wenn doch am Ende ein Jeder bei weitem mehr Liebe erfahren hat als Lieblosigkeit, o so findet sein Hochmuth dabei sehr seine Rechnung, die Sache so zu verkehren. Deswegen schmeichelt es unserm eitlen Herzen so sehr, wenn wir die Lieblosigkeit des Andern auf uns nehmen (noch dazu ist der verstohlne Trost dabei, daß es doch nicht unsre Sünde allein sey), dafür aber auch alle Liebe, die uns die Andern erwiesen, auf die Rechnung unseres Verdienstes zu schreiben. Und wenn wir solchen Grund haben, die Wahrheit zu verleugnen, ist dies etwas so Unschuldiges? — Aber wenn wir auch gar nicht diesen Grund haben, aber nun bei solcher Ansicht die Liebe, die uns erwiesen wird, statt uns zu demüthigen, uns hoffärtig macht und stets in unsern Augen unsern Werth erhöht, — ist solche Ansicht so unschädlich? — Darum klage Dich immer an, der Du Lieb-

losigkeit erfährst; möge wie Alles, so auch diese Erfahrung die Veranlassung seyn zur demüthigen Selbsterkenntniß, aber laß dabei uns Dein Auge nicht so dunkel werden, daß Du es verkennst, die Liebe stets unverdient ist und Lieblosigkeit stets Sünde. —

Die andere Aeußerung, der ich zu erwähnen habe, beruht gleichfalls auf einer irrthümlichen Ansicht von der christlichen Liebe, ob in derselben gleich das Wort Liebe gar nicht vorkommt. Es ist dies eine Aeußerung, zu deren besondrer Betrachtung schon unsere tägliche Erfahrung, dann aber auch unser Evangelium uns mahnt. Man hört nämlich sehr oft Klage über das Alleinstehen in der Welt. Mögen wir selbst, mögen Andre der Gegenstand solcher Klagen seyn, so pflegen wir immer den, der so allein steht, zu bemitleiden, und seine Umgebung anzuklagen. „Es ist Keiner, der mich versteht, Kei„ner, der mir gleich gesinnet wäre, kein verwandtes befreundetes „Herz schlägt mir entgegen!" so pflegt Mancher zu klagen, und hält sich dann für einen Menschen, der sehr unglücklich sey. So etwas Aehnliches mochte wohl auch in jenem Pharisäer sich finden. Das Evangelium sagt, er habe, um sich zu rechtfertigen, gefragt: „Wer ist denn mein Nächster?" So mochte wohl diese Frage mit jener Bitterkeit des Unglücks ausgesprochen seyn und den Sinn haben: „Wen habe ich denn zum Nächsten? Ich habe ja Keinen, der mir nahe steht, sie haben sich alle zurückgezogen, und ich stehe allein da ohne eine befreundete Seele." Der Herr aber stimmt nicht ein mit ihm in solche Klage über seine Umgebung, tröstet ihn auch nicht etwa über sein Unglück, sondern giebt ihm den Rath, er solle ein Gleiches thun mit dem barmherzigen Samariter. Der Herr thut dies, weil in der That Liebe beweisen das einzige Mittel ist, nicht mehr allein zu stehn. Gehe hin und liebe, das ist das Wort, was wir Jedem zurufen, der darüber klagt, daß er allein sey, dies der Rath, den wir uns zu geben haben, wo wir uns allein fühlen. Laßt uns nur lieben, so werden wir sie schon haben die befreundeten und verwandten Herzen. Das soll nun nicht etwa heißen, daß die Dankbarkeit, die wir uns durch unsere Liebe erwerben, unser Alleinstehen werde aufhören machen. Das sey ferne von mir, daß ich an

heiliger Stätte die Liebe darstellte als den Preis, mit dem man eine Waare erkauft, nein, mit der Liebe, die wir erweisen, ist auch das Alleinstehen verschwunden, denn nur der Liebloſe fühlt sich allein. Nicht dies, daß wir ungeliebt sind, sondern daß wir selbst nicht lieben, das giebt uns das Gefühl des Alleinstehens. Darum sagte ich, daß solche Klagen hervorgehen aus falschen Vorstellungen von dem, was die Liebe ist. Wären wir deß stets eingedenk, so würden wir, wo wir uns allein fühlen, darin nur unsere Liebloſigkeit erkennen und nicht die Andern anklagen, sondern nur uns selbst. Ja laßt uns nur lieben, so stehen wir nicht allein, mag auch Spott und Verfolgung uns treffen, laßt uns lieben, so haben wir der Unsrigen die Fülle, laßt uns lieben und dabei auf den sehen, der uns ein Vorbild gelassen seiner Liebe. Seht doch auf den Herrn. Wer hat mehr gelitten von Undank und Liebloſigkeit? und dennoch hat er sich nie allein gefühlt, weil er immer für eine ganze Welt zu sorgen hatte und über sie zu weinen, weil er Alle liebte, darum waren Alle sein Eigenthum, und er konnte sprechen: „Sehet, da sind meine Mutter und meine Brüder und meine Schwestern.“ Möge doch nur sein Geist immer mehr in uns walten, er selbst immer mehr in uns Gestalt gewinnen, so werden auch wir, sein neues Gebot erfüllend, in Allen Brüder und Schwestern erblicken. Amen.

VI.

Ueber Strafe und Vergebung.

Die Gnade sey mit uns! Amen.

Text, Luc. 17, 3.

So dein Bruder an dir sündiget, so strafe ihn, und so er sich bessert, vergieb ihm. Und wenn er siebenmal des Tages an dir sündigen würde, und siebenmal des Tages wiederkäme zu dir, und spräche: Es reut mich; so sollst du ihm vergeben.

Andächtige Freunde! Was unser Heiland durch seine Erscheinung uns gebracht hat, und was er hier auf Erden verkündigte, ist nicht nur eine Belehrung über Gottes gnädige Gesinnung gegen uns, nicht nur eine Lehre, die, andrer Art und herrlicher, als jede andere, doch das Leben auf Erden und die Handlungen und Gesinnungen, die sich auf unsere irdischen Verhältnisse beziehn, unverändert gelassen hätte. Nein, meine Freunde, das Alte hat aufgehört, und es ist Alles neu geworden. Nicht nur unser Wissen von Gott, auch die Pflichten gegen ihn, auch die Pflichten gegen Andere, die er uns bekannt gemacht hat, sind ganz andere als die, welche bei Juden und Heiden als die wahren und richtigen galten. Es ist ja das ganze Leben ein Leben in einem neuen Geiste, und wenn dies ist, so müssen auch die Aeußerungen des Lebens, die Thaten, in diesem neuen Geiste gethan werden. Es sind neue Gebote an die Stelle

des alten Gesetzes getreten, die bei dem alten Geiste nicht da seyn konnten, und die erst, als des Gesetzes Herrschaft gebrochen war, den Menschen gebracht wurden, die jetzt erst fähig wurden, sie zu befolgen, — und ein solches neues Gebot haben wir denn auch heute vernommen. Und wenn schon jedes eigenthümlich christliche Gebot, eben weil es ein eigenthümlich christliches ist, uns zu einer aufmerksamen Betrachtung desselben auffordert, so vereinigen sich bei diesem Gebote der Gründe mehrere, die solche Betrachtung uns allen wünschenswerth, ja nothwendig machen. Denn einerseits scheint dieser Ausspruch des Herrn darin eine Schwierigkeit bei der Betrachtung darzubieten, daß zwei, wie es scheint verschiedene, ja fast entgegengesetzte Gebote darin enthalten sind; anderen Theils hat es gar Viele gegeben, die namentlich dem Anfange dieses Ausspruchs es gar nicht haben zugestehen wollen, daß er ein christlich Gebot enthalte, die mit einem gewissen Unbehagen diese Stelle in der Schrift lesen, ja sie, wär's möglich, gern ganz aus ihr verwiesen. Aber diese Gründe müssen uns ja um so mehr dazu bewegen, diesem Ausspruch des Herrn unsere Aufmerksamkeit zu widmen, und so mögen sie uns denn auch heute Veranlassung werden, nach Anleitung dieser Textesworte zu betrachten:

Des Christen Verhalten bei Versündigungen Anderer.

Da aber laßt uns zuerst fragen: Ob und warum der Christ strafen darf, dann: Ob wir bei jeder Versündigung strafen müssen, endlich aber: Ob sich Strenge und Versöhnlichkeit im menschlichen Herzen vereinigen lassen?

Und du, o Gott, heilige uns in deiner Wahrheit. Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

I. Was darf ich thun, und was soll ich thun? Diese Frage ist's, die sich im menschlichen Leben stets wiederholt, und in jeder neuen Lage, in jedem neuen Verhältniß immer wieder sich dem Menschen vorstellt und sich ihm immer wieder vorstellen muß, damit er lebe; denn der, welcher diese Frage nicht mehr zu thun hat,

weil ihm überhaupt nichts mehr zu thun übrig ist, der ist schon angelangt an der Grenze des Lebens. Diese Frage könnte aber dennoch auf eine andre Weise verschwinden, meine Freunde, wenn nämlich der Mensch zu dieser Sicherheit im Handeln käme, welche ihn nicht mehr unentschieden seyn, sondern ihn so ruhig dahingehen ließe, wie er sein leibliches Leben lebt, ohne Zweifel, ja ohne das Bewußtseyn, daß ein anderes Thun als das, welches er eben beginnt, nur überhaupt möglich wäre. Aber kommt denn der Mensch dahin? — gelangt er denn zu solcher Festigkeit und Ruhe, die ihn stets das vorgesteckte Ziel vor Augen haben, und nie vom richtigen Wege abirren läßt? Nein, Mitchristen, so weit bringt es der Mensch hienieden nicht, immer wieder versteckt sich auch dem Besten unter uns und dem Tüchtigsten das Ende, wohin unser Aller Ringen geht, und wo die Krone unser wartet, und oft muß auch der, der des Weges am kundigsten ist, sich umsehen nach einem Helfer, der ihn zurechtweise. Wohl uns Allen, daß dieser Helfer nicht fern ist, wohl uns, daß er zu unserem Beistande bereit, nur unseres Rufes harrt und uns nie verläßt. Christus der Herr ist's, der uns gegeben ist, uns hindurchzuleiten durch alle gefährlichen Stellen des Weges, Christus der Herr, ist's, der, so oft jene Frage erschallt, mit der Antwort uns nahe ist. Ja, meine Freunde, so oft sich der Mensch an Christum wendet, und fragt: „Was soll ich thun?" so oft steht ihm auch das Beispiel des Herrn vor Augen, das ihm zuruft: „Gehe hin und thue desgleichen," und so oft der Mensch, von Zweifeln getrieben, die Auskunft verlangt: „Was ist mir erlaubt?" so oft ist der Herr bei ihm mit seinem Worte, das ihn zurechtweist. Christi Beispiel und Lehren sind es, die in jedem Fall und in jedem Verhältniß uns zeigen, was wir zu thun und zu lassen haben, und mögen auch unsre Verhältnisse die verschiedensten seyn, mögen die Lagen, in welchen wir uns befinden, die allerseltsamsten scheinen, dennoch wird sein Wort uns belehren, und wird uns nie im Ungewissen lassen, weil ja sein Wort nicht nur für Einige da ist, sondern er uns Allen Alles geworden ist. So giebt uns denn der Herr auch in unseren heutigen Textesworten die Antwort auf eine Frage, die wichtig

genug ist, um sie an den Herrn zu richten, auf die Frage nämlich: „Ob es uns erlaubt sey, den Nebenmenschen zu strafen?"

„Wenn dein Bruder an dir sündiget," spricht der Herr, „so strafe ihn." In diesen Worten ist die ganze Antwort gegeben, wir dürfen strafen, denn der Herr hat es geboten, und wenn Jemand sagte, es sey nicht erlaubt, so haben wir das Wort des Herrn für uns, wogegen jegliches Menschenwort als ein Nichts verschwindet. Wenn wir nun gleich hierin die Wahrheit haben und die Sicherheit, die durch menschliche Weisheit nicht kann gestützt und gestärkt werden, wenn gleich diese Worte uns die sicher vorgezeichnete Bahn darbieten, von der wir nicht abweichen sollen, so ist doch damit unser Forschen nicht aufgegeben: warum dem so sey? — nicht als ob unser Geist zum Richter gemacht werde über den göttlichen Geist, und als ob wir entscheiden sollten, ob das, was Gott gesagt die Wahrheit sey, — (daß es die Wahrheit ist, ist gewiß, eben weil Gott es gesagt) — aber dennoch dürfen und sollen wir diese Wahrheit genau ins Auge fassen, und in allen Gründen erwägen, nicht um die göttliche Wahrheit noch wahrhafter zu machen, sondern damit wir immer mehr wachsen in der Erkenntniß Gottes, und damit immermehr alle Zweifel verschwinden, die freilich jene Wahrheit selbst nicht unsicher machen, aber doch unsern Glauben an sie verhindern. Ja, meine Freunde, wir dürfen und wir sollen nachdenken und forschen, wir sollen es besonders bei den Lehren, wogegen der Zweifel um so mächtigere Waffen aufbringt, als er sich scheinbar auf die Wahrheit beruft und vielleicht gar andere Reden des Herrn vorbringt, die gegen das zu streiten scheinen, was wir lehren; da müssen wir uns immer mehr in die Betrachtung dessen vertiefen, was der Herr lehrt, und genau abwägen die Gründe der Gegner, damit immer herrlicher das Licht der Wahrheit uns entgegenstrahle und immer mehr die Zweifel schwinden, die das schwache Menschenherz dagegen vorbringt.

„Wie ist es möglich," so möchte wohl Mancher sagen, — und sein Einwand brauchte nicht gerade in der Feindschaft gegen Gott, oder im Unglauben seinen Grund zu haben, sondern könnte vielmehr

in der innersten Ueberzeugung, wie das Christenthum Liebe lehrt und nur Liebe, gegründet seyn, — „wie ist es möglich, daß der Christ, auch wenn das größte Uebel ihm zugefügt wird, es nicht geduldig ertrage? wie soll der, dem es Ernst ist um die Befolgung des Gebots der Liebe, das wohl zu thun vorschreibt denen, die uns verfolgen und betrüben, wie soll der dazu kommen, den Sünder zu bestrafen? Es kann dem Herrn nicht Ernst gewesen seyn mit dem Gebot, das wir eben vernahmen, denn, lehrt uns nicht die Schrift, daß die Rache des Herrn ist? er will vergelten, und Niemanden steht dies sonst an, wir haben das Gebot empfangen, zu segnen, wo uns geflucht wird, und uns zur Strafe auffordern, heißt uns des Christenthums verlustig machen und in die Zeit zurückführen, wo es hieß: Aug' um Aug', Zahn um Zahn."

Mitchristen, jener Einwand scheint allerdings triftig und ist zu beachten, denn er ist nicht hervorgegangen aus dem sich aufblähenden schwachen Verstande des Menschen, er gründet sich auf eine von Gott verkündigte Wahrheit, die eben so fest steht als das Wort, das wir heute vernahmen. — Die Rache ist des Herrn! Das ist ein wahrhaftiges ewiges Wort, die Rache ist dem Menschen untersagt, die soll er nicht üben. Aber sie ist es auch nicht, die unser Erlöser uns in unserm Texte zur Pflicht macht. Nicht Rache sollen wir üben, sondern Strafe. Eben weil die Rache des Herrn ist, eben deswegen hat sie auch aufgehört Rache zu seyn, und was unheilig war, ist so geheiligt worden, und was untersagt, zum Gebot. Rache ist es, wenn der Mensch bei dem ihm zugefügten Unrecht nur sich im Auge hat, und nur deswegen gegen den Uebelthäter auftritt, weil der sich gegen ihn vergangen, seinem Wohlseyn Etwas in den Weg gelegt hat; da ist das Maaß, wonach wir messen, ob Etwas recht sey oder ein Unrecht nur unsere Selbstsucht, und hat einer gegen die sich vergangen, da streben wir nicht nur seine Gewaltthat abzuwehren, sondern eine andre ihm zuzufügen, und so Unrecht auf Unrecht zu häufen. Nun aber ist die Rache des Herrn, nun ist, was uns zur Feindschaft aufruft gegen die Uebelthat, nicht unsere Selbstsucht, sondern die Liebe zum Herrn

und zu seinem Gebot, nun ist, was gefährdet ward, nicht unser Vergnügen oder unser Glück, sondern das Gesetz Gottes, nun handeln wir nicht als wir selbst, sondern als Diener des Höchsten. Und darin, daß wir jetzt nicht in unserm Namen auftreten gegen den, der die Uebelthat verübt, sondern im Namen des Herrn, darin hat die Rache aufgehört, zu seyn, was sie war: der Genuß, den wir unserer verletzten Selbstsucht verschafften, und der kein Maaß kennt und kein Ziel. Und wenn auch unsere Textesworte in den Uebelthaten, die wir strafen sollen, gerade die erwähnen, die gegen uns verübt seyen, so spricht der Herr doch: „wenn dein Bruder gegen dich sündigt," und ist durch dieses Wort schon gesagt, daß wir strafen sollen, nicht weil gegen uns gehandelt ist, sondern weil Sünde verübt wurde, und nur die, in welchen noch die Rache ihr Spiel treibt, werden nicht nur die Sünde strafen, sondern auch bei jeder unwissentlichen Kränkung, die der Bruder ihnen zufügt, sie ihm vergelten. Die aber so thun, die sind es, die noch der Rache fröhnen, und es vergessen, daß der Christ keine Rache mehr kennt, sondern nur Strafe.

Aber wenn dem auch so ist, und wir auch von uns abgethan haben die Bosheit der Rache, wird es uns nicht dennoch so erscheinen müssen, als müßte unter uns auch die Strafe verschwinden? und muß nicht der, welcher erkannt hat, daß er nicht vergelten dürfe, zurückschaudern auch davor, daß er den Bruder strafe, da doch auch die Strafe ein Uebel ist dem, der sie erduldet? — Ist also nicht hierin das Gebot gegeben, dem Bruder ein Uebel zuzufügen, und wie soll dies zusammenstimmen mit der christlichen Liebe? — Ach, Mitchristen, lassen wir uns nicht täuschen mit wohltönenden Worten, die aus einem reinen Herzen zu kommen scheinen und doch oft den Keim in sich tragen zu vielem Unreinen, ja, selbst aus einer Unlauterkeit hervorgehen. Was Jene, die so sprechen, Liebe nennen, das ist gar oft nichts weiter als eine weichliche Empfindung, die gerade im Gegentheil der Liebe, in der Selbstsucht nämlich, ihren Grund hat. Wem von uns ist es nicht schwerer, den Bruder leiden zu sehn, als ihn im Wohlseyn zu erblicken; gehn wir aber so weit, daß wir

ihn ruhig dem Abgrund entgegen gehn lassen, um ihn nicht, wenn wir ihn aufhalten, hart zu berühren, — ja! da ist es die Liebe nicht, die wir haben, nein, nur das feige sich Ersparen eines unangenehmen Anblicks, oder die Furcht vor einer trotzigen Erwiderung, die uns ihn seinem Verderben, das wir vielleicht nicht mit ansehen werden, nahen läßt. — Die wahre Liebe straft, und eben weil sie nur straft, nicht aber Rache übt, thut sie es mit dem Gefühl des Schmerzes und nicht im Grimm, thut sie es nicht in Zorn und aufwallender Heftigkeit, sondern mit sanftem Gemüth, denn sie sieht ein, sie müsse so thun. Laßt uns Gott nachstreben. „Wen er lieb hat, den züchtigt er," spricht die Schrift. Nicht darin offenbart sich unsere Liebe gegen den fehlenden Bruder, daß wir ihn schonen, sondern daß wir vor unchristlicher Rache uns hüten. Strafen wollen wir darum, auf daß wir nicht einst selbst gestraft werden. Denn wehe uns, wenn Einer einst vor Gottes Thron von uns sagt: „Hätte der mich gezüchtigt, ich stünde jetzt nicht so vernichtet vor dir." —

II. Es darf also der Christ strafen und er soll strafen, das Gebot des Herrn lehrt uns dies, und das sagt uns auch die Betrachtung des göttlichen Wirkens und Waltens. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er, und er hat Alle lieb, er läßt seine Sonne aufgehn über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Auch wer sonst in seinem Leben sich als ein treuer Knecht erwies, entgeht der Züchtigung nicht, weil er, wie wir Alle allzumal, ein Sünder ist, und wohl uns, daß wir dies wissen. Denn jede Züchtigung, die Gott uns schickt, ist ein neuer Beweis seiner Liebe, jede Strafe, mit der er uns heimsucht, ruft uns von Neuem zu, daß er seine Kinder nicht verwahrlost.

Ist es aber immer so, meine Mitchristen? — Sehn wir nicht täglich Solche vor uns, die in ihren Sünden dahinleben, und sind sie uns nicht ein Beweis, daß vieles Ueble geschieht, was seine Strafe nicht erhält? Und könnte nicht diese Erfahrung uns dennoch zu jener eben getadelten Langmuth bringen, da ja Gott selber sie übt? — Das sey ferne. Gott übt sie nicht, es ist nicht so, daß

eine Sünde so bliebe wie sie ist, und Gott unthätig ihr zusähe und sie bestehen ließe. Lassen wir das üppige Wuchern des Bösen, lassen wir den Triumph und das irdische Wohlseyn so vieler Uebelthäter nicht uns irre machen; wir wissen, daß das Böse keine Macht hat gegen Gott, wir wissen, bald wird seine scheinbare Stärke verschwinden. Lassen wir uns nicht blenden durch das Geschwätz thörichter Klugheit und sündhaften Leichtsinns, der, was er nicht sieht, für unmöglich hält, und dem, was er nicht stündlich erfährt, das Daseyn abspricht. O, Jenen, die sich sicher wähnen vor der Strafe Gottes, und meinen, sie werde ewig ausbleiben, ihnen wird schon einmal kommen die Erkenntniß ihres Wahnsinns, und mit Entsetzen werden sie sehn, wie das, woran sie zweifelten, sie vernichtet. Laßt uns nicht wähnen, Mitchristen, daß Gott der Sünde nicht achte, weil der Sünder heute noch seiner Gesundheit sich freut und seines Lebens. Der Tag der Strafe kommt, wenn heute nicht, doch endlich heran, und da wird offenbar werden die Gerechtigkeit des Herrn. Daß Einer früher, der Andre später, der Dritte vielleicht gar nicht während des irdischen Lebens der Strafe anheim fällt, das ändert nichts, denn wer wollte dem Herrn seine Wege zeigen und sagen: „Handle hier und verziehe dort!“ oder wer wollte ihm Tag und Stunde bestimmen, und sprechen: „Jetzt warte, morgen aber erscheine!?“ —

Aber nicht nur dies, daß die göttliche Strafe nicht an Zeit und Stunde gebunden ist, bringt bei Manchem Täuschung und Zweifel hervor, nein etwas Andres ist eben so oft der Grund, warum wir die strafende Gerechtigkeit Gottes nicht wahrnehmen. Oft nämlich *ist* die Strafe schon da, *hat* bereits den Uebelthäter getroffen, aber wir sehen es nur nicht. Wer durchschaut die Falten des menschlichen Herzens, wer mag sagen, wie viele von denen, die leichtsinnig und gottvergessen erscheinen, in einsamen Stunden die Folter der Gewissensqual empfinden und in sich erzittern? Ist denn das Gefühl unserer Nichtigkeit, das wie ein Blitzstrahl in der Stunde der Sünde uns durchzuckt, nicht eben so eine Strafe, und eine härtere, als alle Qualen des Leibes und alle Entbehrungen des Lebens? Ist

nicht der Tadel des Gewissens ein Stachel, der jedes Ungemach, auch das kleinste, zu einer unerträglichen Qual macht, weil er uns sagt: „Du hast verdient, was du erduldest!“ Ja, meine Mitchristen, so ist es. Dieser Wurm, der nicht stirbt, ist es, der oft, ohne daß die Welt es sieht, an des Sünders Herzen nagt, der fröhlich scheint, und doch in sich den Tod trägt.

Ja, den wahrhaften Tod, und dennoch, obgleich er der Tod ist, wohl jedem, der ihn erleidet! denn in diesem Tode liegt der Keim des neuen, des besseren Lebens. Denn wenn der Mensch, zerknirscht und niedergedrückt von dem Bewußtseyn seiner Schuld zu Gott ruft: „Ich bin nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße,“ so fallen die Schuppen von seinen Augen und er sieht die offnen Vaterarme, die lang schon seiner harrten und die er nur aus selbstverschuldeter Blindheit verkannte. Dann fällt das Hinderniß hinweg, das den Menschen von Gott schied, und der, der seinen Sohn für uns gegeben, wird sichtbar als der vergebende Vater. Denn so gewiß Gott straft, so gewiß vergibt er auch, und keine Sünde besteht, und keine Uebelthat wird verübt, die nicht bestraft wird oder vergeben; bestraft, wenn der Sünder beharrt in seiner That, vergeben, wenn er an die sündhafte Brust schlägt und reuig um Gnade bittet. Gott ist barmherzig, und die Reue führt uns wieder hin zu dem, den wir verloren hatten, sie gibt uns den wieder, von dem wir uns verlassen wähnten. Und diese Barmherzigkeit Gottes, die den reuigen Sünder nicht verstößt, diese ist's, die immer auch uns die Barmherzigkeit predigt und die zu uns die Worte des Textes spricht: „Wenn der Sünder bereut, so vergib ihm.“

Die Reue und Gottes Vergebung sind oft schon da, wo wir sie bei dem, der vorher in seinen Sünden dahin lebte, nicht ahnden, und die Barmherzigkeit Gottes beschämt da unsere Härte im Urtheilen und Verdammen. Wir, die wir so tief in der Schuld sind gegen Gott, wollten wir nun strenger seyn gegen unsere Schuldiger als er, wir, die wir bei jedem Unrecht, das der Andre uns zufügt, uns gestehen müssen: „Es trifft dich dies, wie jedes, Ungemach nicht unverdient,“ sollten wir dem Bruder, der gefehlt hat und nun reuig

die Hand bietet, sie versagen? Nein, meine Mitchristen, lassen wir die Barmherzigkeit Gottes nicht uns hart machen, nicht seine Milde uns mit unerbittlicher Strenge erfüllen. Jedes Mal, wo Gott uns unsere Schuld vergibt, sey seine Vergebung uns ein Gebot desgleichen zu thun, jedes Mal, wo wir uns bewußt werden der Versöhnung mit ihm, werde auch die Versöhnung gefeiert mit jedem Bruder, und darin wollen wir nicht müde werden. Die Gnade Gottes sey uns Beispiel, wie er immer wieder vergibt, wenn der Sünder Buße thut, und nicht müde wird, stets aufs Neue das Kind wieder aufzunehmen, so oft es sich auch von ihm entfernen mag, so wollen auch wir nicht darüber Rechnung halten, wie oft und was wir schon vergeben. Nein, der Herr sagt: „Und wenn dein Bruder sieben Mal des Tages an dir sündigen würde, und sieben Mal des Tages wiederkäme zu dir und spräche, es reuet mich, so sollst du ihm vergeben." Ja, wir sollen ihm vergeben, und wenn wir ihm wahrhaft vergeben haben, so werden wir auch das nächste Mal, wo er sündigt, nicht mehr deß gedenken, daß er schon einmal gefehlt hat, denn würden wir dies, so hätten wir ihm ja nicht ganz vergeben. Der, welcher spricht: „Dies Mal will ich vergeben, das nächste Mal aber nicht," oder: „Ich habe mich oft versöhnlich gezeigt, jetzt aber ist es damit zu Ende," o, der straft sich selber Lügen und zeigt, daß, was er für Vergebung hielt, nichts war, als nur Aufschub der Rache, und, was ihm Versöhnlichkeit dünkte, nur in Augenblicken in ihm ist, nicht aber immer ihn beseelt, der zeigt, daß das Gebot des Herrn ihm noch ein Zwang ist, und noch sein Wesen nicht so durchdrang wie es soll. Der aber, dem es kein Zwang und keine Fessel mehr ist, der wird nicht fragen: „Ist's genug, wenn ich meinem Bruder sieben Mal vergebe?" sondern fern von Zahl und Maaß stets mit derselben Liebe den reuigen Bruder empfangen.

Mitchristen, diese Pflicht der Versöhnlichkeit, dieses dem Bruder sich immer aufs Neue Hingeben, wenn er uns auch eben kränkte und eben sich gegen uns verging, — es ist nichts Leichtes, nein, in der Wurzel des menschlichen Herzens waltet die Selbstsucht, die immer wieder dagegen anstrebt und stets aufs Neue die Erfüllung dieses

Gebots zu verhindern sucht. Sie ist es, die nur die Sünden vergibt und vergißt, die wir selbst begingen, die aber, welche der Andre uns zufügte, in eherne Tafeln eingräbt, aus denen wir sie nicht zu verlöschen vermögen. Wir nicht; der natürliche Mensch kann nicht auslöschen aus seinem Gedächtniß, was ihm Uebels gethan ward; er kann kaum dazu sich erheben, daß er Jedem sein Recht widerfahren läßt, er fröhnt höchstens dem Gesetz, das mit unerbittlicher Strenge als Zuchtmeister dasteht für Jeden. Zur Liebe können wir uns nicht erheben. Es ist aber Einer, der uns den Weg zeigt durch die enge Pforte, und die Kraft gibt, durch sie hindurch zu dringen, und der ist Christus der Herr. Nur durch ihn, der allen Feinden vergab, können wir vergeben, nur seit er erschien und die Welt mit dem Vater versöhnte, ist auch Versöhnlichkeit unter den Menschen, und so muß unsere Antwort seyn, wenn wir jenes Gebot hören, wie die Antwort seiner Jünger war: „Stärke uns den Glauben!" Ja, meine Mitchristen, laßt uns wachsen im Glauben an ihn, laßt diesen beseligenden Glauben uns durchdringen und unsere Erkenntniß stärken von der Wahrheit. Nur mittelst dieser geheiligten Erkenntniß können wir uns immer deutlicher machen das Gebot des Herrn, und sie wollen wir auch jetzt anwenden, um uns klarer dessen bewußt zu werden,

III. wie es denn möglich ist, daß im Menschenherzen sich Strenge und Versöhnlichkeit vereine.

Meine Freunde. Die Worte des Herrn, die wir betrachtet haben, enthalten ein doppeltes Gebot, und wir haben ein jedes einzeln ins Auge gefaßt. So wahr es nun als ein göttliches Wort ist, und so klar wir eingesehen haben, daß nicht nur dieses Wort, sondern auch Gottes belehrendes Walten uns dazu führt, dies Gebot zu erfüllen, so möchten sich doch wohl nicht alle dabei beruhigen, und mancher Zweifel bleibt wohl noch bei Vielen unter uns, der nicht ans Licht gezogen und also nicht beseitigt ist. „In Gott freilich," könnten wir sagen, ist das so, „daß er strafen und vergeben kann, aber kann der Mensch hierin Gott ähnlich werden? Ist nicht viel-

mehr für uns ein unüberwindlicher Widerspruch zwischen dem Gebot, zu strafen und dem, zu vergeben, — wie soll sich in unserm Herzen die strafende Gerechtigkeit mit der vergebenden Liebe paaren? Wir sind zu schwach dazu, und eine dieser Tugenden wird nicht nur, sondern muß nothwendig von der andern Gewalt leiden." —

Freilich so scheint es, und wenn gleich jedes der betrachteten Gebote sich als wahr erwiesen hat, so bleibt dennoch die Vereinigung beider auf den ersten Anblick eine Unmöglichkeit. Und wenn wir bedenken, wie immer im Leben beide Vorschriften getrennt erscheinen, und wie wir gewohnt sind, schon stillschweigend bei dem, dem Gerechtigkeit nachgesagt wird, die Liebe nicht vorauszusetzen, bei dem aber, der liebevoll erscheint, zu meinen, er werde leichter vom Wege des Rechts abzulenken seyn, — so wird jener Zweifel uns immer natürlicher erscheinen und immer schwerer zu widerlegen. Die Vereinigung beider wird uns immer ein Räthsel bleiben und ihr Versuch von Andern bestritten werden, wenn wir sie dadurch zu Wege bringen, daß wir auf willkührliche Weise bestimmen, wie weit die eine dieser Tugenden ihr Gebiet erstrecke und wo die andre das ihre beginne. Nur Ein Mittel gibt es hier, uns sicher zum Ziele zu führen, und das ist dies, genau zu untersuchen, was denn die Strafe, die der Herr uns nicht nur erlaubt, sondern vorschreibt, ihrem Wesen nach ist; und wer kann uns hierin ein Wegweiser seyn, als wiederum Gott, dadurch nämlich, daß wir die Art ins Auge fassen, in der er straft.

Die göttlichen Strafen sind Vernichtung des Bösen, sind die Erscheinung des Lichts, vor dem das Dunkel verschwindet, sind der Triumph, den die Wahrheit über die Lüge feiert, so nämlich, daß die Lüge darin eben als Lüge erscheint und in ihr Nichts zurückfällt. Sie sind der Richterspruch, wodurch das Gericht, welches das Böse in sich selbst trägt, nun wirklich gehalten wird über dasselbe, und wodurch das, was vorher verborgen war und im Dunkeln Macht zu haben schien, nun ans Licht gezogen, in seiner Ohnmacht erscheint. Es ist nicht möglich, daß das Dunkel bestehe vor dem Licht, und eben so ist es nicht möglich, daß das Böse bestehe vor Gott, der

der Gute und der allein Gute ist. Es ist die Sünde, die in der Strafe vernichtet wird, das heißt, es ist das sich Auflehnen gegen Gott, welches hier sein Urtheil empfängt, und wenn wir vorhin Rache und Strafe so unterschieden, daß bei jener wir gegen den Beleidiger zu Felde zogen, weil er uns, bei dieser, weil er das Recht verletzt hat, so ist die Rache, die des Herrn ist, eben keine Rache, denn was gegen ihn gethan ist, das ist ja gegen das Gute selbst gethan. So straft er die Sünde zu seinem Preise, damit er in seiner Herrlichkeit offenbar werde, so straft, d. h. vernichtet er das Böse, damit es, indem es bestraft wird, nur dazu diene, den Ruhm des Herrn zu verkündigen.

Und dazu sollen auch wir strafen, wir sollen nur mit dem steten Hinblick auf Ihn, der allein in der Sünde angetastet wird, auftreten zur Vernichtung der Sünde, sollen uns dabei vergessen und nur das im Auge haben, daß sein Sieg verkündigt werde. Je mehr wir dies erkennen, desto eifriger werden wir auch seyn im Dienste des Herrn, desto emsiger und unverdroßner werden wir ihm unsere Kräfte weihn, und er wird sie stärken, denn wir handeln ja nicht in unserm, sondern seinem Namen, wir wirken nicht für uns, sondern zur Förderung seines Reiches, und da wird uns sein Beistand nicht fehlen. Immer mehr also sollen wir von uns die Selbstsucht abthun, immer mehr nur in Gottes Namen thun, was wir thun, als seine Werkzeuge, die nur ihm den Weg zu bahnen, nur die Hindernisse aus dem Wege zu räumen haben, die seines Reiches Fortgang hemmen. Und wie er selbst, wenn er den Sünder straft, den Sieg seines Reiches feiert, so soll unsre Erkenntniß, daß dem so ist, wachsen und uns immer kräftiger machen, so zu handeln, soll uns zu Streitern machen seines Reiches, die kein anderes Schwerdt führen, als was sie von ihm empfingen.

Aber ist es denn nur die vollzogene Strafe, wodurch das Böse vernichtet wird, — kann es nicht seine Vernichtung noch anders empfangen, als dadurch, daß eine äußere Gewalt sie vollzieht, — kann nicht das Werkzeug zur Vernichtung des Bösen der Sünder selbst seyn? — Ja, meine Freunde, es ist noch eine andre Art des

Urtheils da, das der Sünder selbst über sich ausspricht, und das er selbst an seiner Sünde vollzieht, und das ist die Reue. Wenn der, der schuldig ist, sich auch schuldig weiß und schuldig spricht, wenn er das Strafurtheil, das er verdiente, nicht von sich abwehrt, sondern herzutritt zum Gericht und es verlangt, da vollbringt er selbst, was, wenn er verstockt bliebe, von Andern vollbracht würde, da bleibt er nicht in der Feindschaft gegen Gott stehen, sondern klagt sich an und spricht selbst das Wort aus: „Ich bin des Todes schuldig!" und die Antwort ist: „Du sollst leben!" — Und was ist diese Frage und diese Antwort Anderes, als auch eine Vernichtung des Bösen, was Anderes, als ein Zurücknehmen dessen, was ich beschloß, als ein Ungeschehenmachen dessen, was ich gethan habe? Ist nicht hierin der Sieg des Reichs Gottes über das Reich des Bösen eben so herrlich und noch herrlicher ausgesprochen, als in den Leiden des gepeinigten Sünders? Darum wird Freude seyn im Himmel über einen Sünder, der Buße thut. Dies Bekenntniß des Sünders selbst, daß, was er gethan, vernichtet werden müsse, und die Vergebung, wodurch Gott es auslöscht und vernichtet, — darin ist eben, so wie in der Strafe, die Versöhnung zu Wege gebracht, nur hier im Bewußtseyn des Sünders selbst, während dort erst spät und nach erlittener Strafe er zu sich sprach: „Sie war verdient und ich bin meiner Sünde ledig." Und so ist durch die Reue und die Vergebung, die Strafe, die wir verdienten, unnütz geworden und erfolgt auch nicht. Denn laßt uns das nicht irren, daß wir oft Einen, der bereut, dennoch den Lohn seiner Sünden empfangen sehn. Hat er wahrhaft bereut und ist sein Schuldbekenntniß nicht nur eine flüchtige Aufwallung gewesen, und dennoch erfolgen noch von Gott gesandte Leiden, o, so fragt ihn selbst, er wird sie nicht als Strafe mehr ansehn, sondern ruhig, ergeben sie hinnehmen, als Folgen zwar seiner That, aber nicht mehr als Urtheil über dieselbe; denn dies ist schon gesprochen und vollzogen und die Schuld getilgt.

Ist dies nun bei Gott so, meine Freunde, und haben wir eingesehn, daß unsere Strafen auch nur göttliche Strafen seyn sollen, d. h. nicht Rache, o, so werden auch wir, wenn wir gegen den

Sünder handeln wollen, sehn, ob er zu strafen sey, ob ihm zu vergeben. Es wird bei dieser Erkenntniß nicht ein zwiefach Gefühl seyn, was uns zur Strafe treibt, oder zur Vergebung, sondern nur die Eine Gewißheit, daß die Sünde soll getilgt werden. Ist sie es nicht, so werden wir sie tilgen, aber ist sie's, so wird uns, wenn wir strafen wollten und der Bruder uns reuig entgegentritt, nicht ein bittres Gefühl nachbleiben, weil die Verletzung unserer Selbstsucht unvergolten hingenommen werden soll, sondern dieselbe Ruhe, die wir nach der Strafe gehabt hätten, und eine viel seligere, da wir sehn, daß der Fehlende selbst das Strafurtheil vollzogen hat, und wissen, daß Freude ist im Himmel. Es ist schon geschehen, was in der Strafe sollte bewirkt werden, und die Freude darüber, daß dies geschehen sey, ist eben die Vergebung, die so nicht ein andres Herz verlangt, als das, welches strafen wollte, sondern nur aus einem kommen kann, das hingehen konnte, um zu strafen. Scheinbar darum, meine Freunde, ist der Widerspruch in dem Gebote des Herrn, scheinbar die Unmöglichkeit, es zu befolgen. — Es sind nicht zwei Gebote verschiedner Art, oder gar zwei, die sich widersprechen, nein, sie sind Eins und untrennbar, Eins hat nur durch das Andre seine Bedeutung und Wahrheit, und wenn jetzt ein Zweifler sich uns entgegenstellt und spricht: „Du sollst strafen," also kannst Du nicht vergeben, so wollen wir ihm getrost erwiedern: Gerade in dem Gebot, daß ich den Sünder strafen soll, ist auch das schon enthalten, daß ich dem, der bereut, vergebe; ja, der, der nicht zu strafen vermag, vermag auch nicht zu vergeben, denn der hat noch nicht eingesehen, daß die Sünde darum Sünde ist, weil sie gegen Gott ist, nicht aber weil sie ihn selbst verletzt.

„Strafe dem Sünder, und Vergebung dem Bereuenden!" das sey, meine Freunde, unser Losungswort in allen Verhältnissen unseres Lebens, und dies Wort soll uns beseelen; nicht so, daß Beides getrennt in uns erscheine, nein, mit der Strafe sey auch die Vergebung da, sie können das, denn sie sind des Herrn Gebot und sind Eins. Und wollen wir sehn in einem bestimmten Augenblick,

wie Strafe und Vergebung vereinigt sind, o, so laßt uns den Blick auf den Heiland werfen, als ihn der Jünger verleugnete, laßt uns betrachten ihn, mit dem Blicke der Strenge und Liebe, mit dem Blick, der den Abtrünnigen strafte, und dem, dessen Reue er vorausſah, die vorige Liebe verhieß; laßt uns auf ihn sehn und zugleich auf den Jünger blicken, wie er ihn verstand, und wie er bitterlich weinte! Amen.

VII.

Warum muß Aergerniß kommen?

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sey mit uns Allen! Amen.

Text, Matth. 18, 7.

Wehe der Welt der Aergerniß halben! Es muß ja Aergerniß kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt! —

Christliche Freunde! Es ist der eben gehörte Ausspruch des Herrn ein auffallender und räthselhafter Spruch, ein Ausspruch, der uns aus einem zwiefachen Grunde befremden muß. Denn auf der einen Seite scheint er völlig gegen unsere sonstigen Vorstellungen zu streiten, und gegen Alles, was wir für Lehre des Herrn halten, da wir doch immer geneigt sind zu glauben, Aergerniß müsse nicht kommen, der Herr aber hier sagt: „es muß Aergerniß kommen;" — auf der andern Seite scheint dieser Ausspruch selbst einen unauflösbaren Widerspruch in sich zu enthalten, indem, was in der einen Hälfte desselben gesagt, in der andern zu Nichte gemacht, und, was in der einen behauptet, in der andern bestritten wird. Jeder sollte nun denken, daß gerade solche Aussprüche des Herrn, wie dieser, ganz besonders zur Betrachtung und zum Nachdenken reizen müßten, weil sie eben durch das Auffallende sich uns mehr einprägen, als so viele andere, aber leider geschieht es nur gar zu oft, daß solche Aussprüche, die einen Widerspruch in sich zu enthalten scheinen, gar

nicht einer solchen Betrachtung gewürdigt werden, wie sie verdienen. Nämlich, entweder übergeht man sie ganz, weil man glaubt, man werde doch nicht ins Reine damit kommen, oder man nimmt die eine oder die andre Seite eines solchen Ausspruches für sich, ganz ohne an die andere zu denken. Dasselbe Schicksal hat denn auch dieser Ausspruch des Herrn gehabt, denn sehr Viele bekümmern sich gar nicht um ihn, Andre wiederum nehmen bloß die eine oder die andre Hälfte desselben an, je nachdem sie ihren sonstigen Vorstellungen entspricht, ohne die andere zu berücksichtigen, und so zeigt uns denn die Erfahrung täglich Menschen, die über den Gegenstand, auf den sich das Wort des Herrn bezieht, welches wir eben vernahmen, die verschiedensten Meinungen haben, und sich beide auf den Herrn, ja vielleicht beide auf einen und denselben Ausspruch desselben berufen. Denn während Einige an das Wort sich halten: „Es muß Aergerniß kommen," und daher mit gleichgültiger Gelassenheit das Böse geschehen lassen, oder gar thun, und denken: es muß so seyn, während dessen halten Andere wiederum nur den Ausspruch fest: „Wehe der Welt der Aergerniß halben!" und lassen von jedem Unrecht, das geschieht, sich also erschrecken, daß sie ganz an Gottes allweiser Leitung in der Welt verzweifeln. Laßt uns nun, meine Freunde, vor diesen beiden Klippen uns bewahren, nicht indem wir willkührlich einen Mittelweg bestimmen, sondern indem wir genau jenes Wort des Herrn betrachten, das uns eben belehrt:

Wie die Nothwendigkeit der Aergerniß und ihre Verwerflichkeit zu vereinigen sey.

Du aber, Gott der Wahrheit, heilige uns in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit! Amen.

I. Muß denn wirklich Aergerniß kommen? Ist es denn wirklich nothwendig, daß Aergerniß kommt? — Mitchristen, diese Frage kann vielleicht erscheinen als ein Zweifel an dem Worte des Herrn und an seiner Wahrheit, aber das braucht sie durchaus nicht zu seyn, denn es kann Einer ganz fest an die Wahrheit dessen glauben, was

der Herr spricht, und dennoch so fragen, wenn er nämlich sich selbst mißtraut und denkt, er habe den Sinn seiner Rede nicht recht verstanden. Es kann vielleicht dieser Ausspruch etwas ganz Anderes sagen, als uns zunächst erscheint, und wir dürfen um so mehr so fragen, als die folgenden Worte: „Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!" uns vollkommen dazu berechtigen. Ist nicht wirklich in den Worten des Heilands: „Es muß Aergerniß kommen," etwas ganz Anderes gesagt, als so oft darin gefunden wird, — hat der Herr nicht am Ende nur gemeint, daß gewisse Umstände zu jener Zeit die Aergerniß unvermeidlich machten, ohne daß darum gesagt ist, daß sie wirklich kommen müsse? — Nein, Mitchristen, es sind nicht nur gewisse einzelne Umstände, die Aergerniß zu Wege brachten, es ist nicht nur jene Zeit, von der Christus spricht, sondern er spricht von aller Zeit und für alle Zeit, sein Wort gilt heute noch, wie damals, und mögen auch Jahrhunderte dazwischen liegen, noch heute spricht er: „Es muß Aergerniß kommen."

Es muß Aergerniß kommen, meine Freunde, weil wir sündige Menschen sind, weil wir von Gott uns geschieden haben, müssen Werke kommen, die Aergerniß erregen, und weil der Baum faul ist, muß er auch faule Früchte tragen. Wie soll nicht Aergerniß kommen, da die Menschen ihre Reinheit verloren, und sich in Sünden gestürzt haben, wie sollen, da sie selbst unrein geworden, ihre Werke nicht unrein seyn? Darum muß noch jetzt Aergerniß kommen, und wird immer kommen müssen, so lange wir sündige Menschen sind, denn immer wird die Unreinheit die Menschen dahin bringen, daß sie selbst durch unreine Thaten Aergerniß hervorbringen, oder daß sie an Gott gefälligen Thaten sich ärgern und Anstoß nehmen. Nicht nur von jener Zeit ist es gesagt, daß Aergerniß kommen muß, sondern auch von unserer und von aller Zeit, denn die Menschen, die damals waren, haben nicht aufgehört, wir sind noch sündig, und uns trifft, was jene traf. So lange aber in uns noch die Sündhaftigkeit ist, so lange kann auch die Frucht und Folge der Sündhaftigkeit nicht verschwinden und Aergerniß kommt, und Aergerniß

muß kommen, weil wir Sünder sind, und der Ausspruch des Herrn hält uns immer wieder unsere Sündhaftigkeit und Verderbtheit vor, durch welche Aergerniß kommt.

Aber muß denn nur deswegen Aergerniß kommen, weil die Sünde da ist, die sie gebiert, und hat jener Ausspruch: es muß Aergerniß kommen, nur den Sinn, daß ein Grund da ist, aus dem sich immer wieder Aergerniß entwickeln wird? Wenn das wäre, so hätte am Ende der Herr mit diesem Ausspruch gar nicht Etwas gesagt, was so schwer zu verstehn, und so schwer zu vereinigen wäre. Und in der That beruhigen sich denn auch gar viele damit, daß in diesen Worten nur dieser leicht verständliche Sinn liege. Sie sprechen nämlich: der Herr hat mit diesem Ausspruch gar nichts Andres sagen wollen, als daß wir, als sündige Menschen, Aergerniß gar nicht vermeiden können, sondern sie immer wieder hervorbringen werden, und wenn man in dem Worte: „es muß Aergerniß kommen," etwas Anderes sieht, so versteht man seine Rede nicht richtig. Aber, meine Freunde, eben in diesen Worten: „es muß Aergerniß kommen," kann eine ganz verschiedene Bedeutung liegen, es kann nämlich damit gemeint seyn: „es wird Aergerniß kommen," weil nur einmal solche Gründe da sind, die leider nicht zu ändern sind, es kann aber auch eben so gut damit gesagt seyn: es muß Aergerniß kommen, um Dies oder Jenes zu bewirken, es muß Aergerniß kommen, damit diese oder jene Folgen bewirkt werden, die an sich wirklich nothwendig sind. Und dieses Letztere liegt in der That auch in den Worten, die wir betrachten. Es muß Aergerniß kommen, allerdings deswegen, weil wir Sünder sind, und die Aergerniß eine Folge davon ist, aber nicht nur deswegen, sondern auch weil Aergerniß das Mittel ist, etwas zu bewirken, was wirklich geschehen muß, d. h. ein Mittel, das wahrhaft Nothwendige, das Gute zu befördern. Mitchristen, daß wirklich durch Aergerniß das Gute befördert wird, daß sie in der That dazu dient, dem Guten Fortgang zu schaffen, das sehen wir ja täglich, das gestehen wir selbst ja immer zu, wenn wir sagen, daß irgend eine böse That gute Folgen gehabt habe, wenn wir Gott preisen, daß auch das Böse, was geschieht, immer zum

Besten gereicht, und nur dazu dient, den Ruhm Gottes noch mehr zu verherrlichen. Sagen wir denn im Grunde hiermit etwas Anderes, als: es muß Aergerniß kommen, damit das Gute um desto kräftiger wachse und blühe, gestehen wir es da nicht ein, daß Aergerniß nicht nur kommt, weil sie nicht zu vermeiden ist, sondern weil sie wirklich dazu dient, das, was geschehen muß und geschehen soll, zu befördern, und ihm einen schnelleren Fortgang zu geben? —

Und gesetzt nun, es spräche Einer: Ja alle solche Erfahrungen, sie mögen nun falsch oder richtig seyn, berechtigen uns nicht zu sagen, daß Aergerniß kommen müsse, denn wer vermag es zu bestimmen, ob nicht ohne Aergerniß Alles eben so gut nnd noch besser geworden wäre, und berechtigen uns anr allerwenigsten, eine solche Meinung in die Worte des Herrn hineinzulegen, — gesetzt, Einer spräche so, so haben wir ein anderes und höheres Zeugniß als alle Erfahrung, das uns zeigt, wie dies allerdings göttliche Lehre ist, und das sind die Worte der heiligen Schrift. Ließ doch Gott selbst den Hiob versucht werden, auf daß sein Glaube stärker werde, führte doch Gottes Geist Christum in die Wüste dem Versucher entgegen, und wird doch da der Versucher selbst die Veranlassung, daß des Heilands Ruhm verherrlicht wird, sagt doch Christus selbst zu seinen Jüngern, daß der Feind sie versuchen wolle, um sie zu sichten, und daß sie geläutert hervorgehn sollen aus der Versuchung. — Ist denn in allen diesen Stellen der heiligen Schrift nicht das aufs deutlichste ausgesprochen, daß selbst das Böse dazu dienen muß, das Reich Gottes zu fördern, daß es das Läuterungsfeuer seyn soll für die, welche ausersehen waren zu Werkzeugen im Weinberge des Herrn? — Ach, und sind denn nur *sie* durch das Feuer hindurchgegangen, und nur *sie* in diesem Feuer gestählt und gehärtet worden? Nein, Mitchristen, nicht sie allein. Immer noch ist das Wirken des Bösen das Feuer, das die Streiter Gottes läutert und reinigt, und die unzähligen Märtyrer für Glauben und Wahrheit sind ja eben so viele Zeugnisse dafür, wie durch die Bosheit der Welt, und die Verfolgungen der Welt der Glaube gestärkt und das Reich Gottes mächtig wird. Und auch unter uns wird vielleicht Mancher seyn,

der ähnlicher Erfahrungen sich zu erfreuen hat, auch unter uns wird Mancher wohl dergleichen Augenblicke erlebt haben, wo gerade das Böse, das geschah, ihn gefördert hat im Guten, gestärkt im Glauben und befestigt in der Liebe, und wird sich gestehen müssen: Selbst jenes Böse ist mir zum Heil geworden, denn ich bin dadurch geläutert zu größerer Reinheit und Heiligkeit. Und so weiset uns denn die Erfahrung der Beispiele so viele, wo grade durch das Böse, das geschah, Gottes Reich wuchs und an Umfang gewann und an Stärke. Denn wähne man doch ja nicht, daß die, die in solchem Kampf mit der Welt ihr Leben für den Herrn gelassen haben, freilich Gelegenheit zu solch heldenmüthiger That erhielten, aber eigentlich in ihrer Gesinnung nicht geändert wurden, meine man ja nicht, daß das Böse ihnen nur die Gelegenheit gab, ihren Glauben zu beweisen, ihr Glaube selbst aber nicht gestärkt wurde, — Mitchristen, er wurde wirklich gestärkt, wirklich erst in der Noth und Pein, die sie erlitten, und durch diese Noth und Pein erhielt ihr Glaube jene siegreiche Kraft, die wir bewundern. Wie die immerwährende Ruhe den Menschen erschlafft, so war wohl schon in manchem der Glaube schwächer geworden, aber als ihm nun der Versucher den Glauben ganz entreißen wollte, als die Bosheit der Welt ihn trennen wollte von seinem Heil, da umfaßte er es mit neuer Liebe, was er mit gleichgültigerem Auge angesehen, das gewann neuen Werth und das Dräuen der Bosheit selbst war es, was ihm den Glauben wieder lieb machte. Eben dadurch, daß sich die Bosheit ihm entgegenstellte, eben dadurch gewann Mancher erst jene heldenmüthige Glaubensstärke, die wir bewundern, die Bosheit selbst hat sie bewirkt, sie selbst solche Tugend und solchen Glauben hervorgebracht, und unzählige Beispiele dieser Art rufen uns immer wieder die Worte des Erlösers zu: Es muß Aergerniß kommen.

II. Wahrlich, es muß Aergerniß kommen, das lehrt uns die Erfahrung, und das lehren uns auch die Worte des Herrn, die wir betrachtet haben, es muß Aergerniß kommen und sie wird eben deswegen kommen, weil sie kommen muß. Aber, wenn wir uns nun

diese Ueberzeugung angeeignet haben, kann sie nicht die heillosesten Folgen haben, kann der, der sie hegt, nicht leicht dazu kommen, in diesen Worten eine Entschuldigung zu finden für jegliches Unrecht, und jegliche Sünde, die er begeht? Kann nicht der, der sich in Etwas vergangen hat, statt in Reue das, was er gethan, wieder gut zu machen, sich jetzt damit trösten, und damit beruhigen, daß auch dies Unrecht und diese Aergerniß kommen mußte, und er also ohne Schuld sey? — Wahrlich so scheint es, und es muß daher wohl offenbar ein Mißverstand in jener Lehre obwalten, denn solch' gefährliche und sündhafte Lehre kann doch nicht Lehre des Herrn seyn. Das ist sie auch wirklich nicht, Mitchristen, es ist nicht die Lehre des Herrn, daß nun Jeder Unrecht thun, und ungescheut Aergerniß hervorbringen dürfe, dies wäre allerdings eine sündhafte und gottlose Lehre, aber sie folgt auch gar nicht aus dem, was wir als wahr erkannt haben.

Es muß Aergerniß kommen, spricht der Herr, aber er spricht nicht: sündige du fort, auf daß durch dich Aergerniß komme. Nein, wenn wir auch die Ueberzeugung haben, daß Aergerniß kommen muß, so haben wir doch nicht die, daß durch uns Aergerniß kommen muß, wenn wir auch glauben, daß es nothwendig ist, daß Aergerniß komme, sowohl, weil die Erfahrung uns lehrt, daß dadurch sehr oft das Gute gefördert wird, als auch, weil des Herrn Wort uns dieses predigt, — so glauben wir doch nicht, daß wir aufgefordert werden, zu sündigen. Denn es kann ja Niemand sagen, daß weil doch Aergerniß kommen muß, auch solche da seyn müssen, durch die es geschieht, und daß daher Jeder eine Entschuldigung habe, wenn durch ihn Aergerniß kommt. Ach, Mitchristen, sie kommt schon so, ohne daß wir darum besorgt seyn müssen, Aergerniß kommt schon selbst, und die, durch welche sie kommt, die sündigen nicht, weil sie eingesehen haben, daß sie kommen muß, sondern weil sie sich darin gefallen, Unrecht zu thun, und Aergerniß zu bewirken. Die thun es nicht, weil sie wissen, daß auch durch das Unrecht oft Gutes hervorgebracht wird, die thun es nicht, weil sie an das Wort des Herrn denken, — nein, sie denken überhaupt

nicht an den Herrn, sondern leben so hin, wie sie selbst, und ihre bösen Begierden es wollen, sie thun es unbesorgt um alles Andere, und halten es darum nicht einmal für werth, sich auf den Herrn zu berufen.

Und wenn wirklich Einer käme, und uns vorreden wollte, wie er das Unrecht, das er thut, nur aus dem Grunde thue, weil er eingesehen habe, daß auch Unrecht seyn müsse, und wie es im Grunde auch nur das Gute sey, das er befördere durch seine Thaten, wie er aber auch dadurch kräftigen und stärken wolle, daß er es durch Aergerniß und Unrecht läutere, — wenn Einer so spräche, Mitchristen, so glauben wir ihm nicht. Es ist nicht so, daß Einer, der das Gute wirklich will, dennoch wissentlich Unrecht verübt, es ist nicht so, daß der, der für das Reich Gottes arbeitet, Unrecht thut, damit das Reich Gottes wachse, nein er belügt uns, oder sich selbst; was ihn treibt, ist nicht die Liebe zu Gott, sondern nur selbstsüchtige und sündhafte Begierden und Absichten. „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen," spricht der Herr, und wer faule Früchte hervorbringt, dem glauben wir nicht, wenn er auch tausend und aber tausend Mal betheuert, daß sein Kern gut, und seine Absichten rein seyen. Wer wirklich ein Arbeiter ist auf dem Acker des Herrn, der wird nicht Unkraut unter den Waizen säen, weil er weiß, daß auch das Unkraut am Ende zur Feurung dient, sondern er wird es dem Feinde überlassen, der das Unkraut aussäet, was in dem Ofen verbrannt wird. Wohl mag uns die Gewißheit, daß auch das Unkraut, das unter dem Waizen wächst, endlich Nutzen gewähren wird, wohl mag sie uns trösten, wenn wir auf dem Acker des Unkrauts so viel erblicken, wohl mag sie uns bewahren vor der Furcht, daß der Waizen gänzlich erstickt werde, aber nie darf sie uns dahin bringen, daß wir selbst nun wissentlich das Unkraut ausstreuen und mehren. Das ist der Trost, den wir haben, wenn uns das Anschauen der Sünde um uns den frohen Muth zu rauben droht, daß wir wissen, Gott werde auch die Sünde zum Besten kehren, auch sie werde am Ende nur dazu dienen, dem Guten ein um so schöneres Wachsthum zu geben, aber, in diesem Trost eine Aufforderung zur Sünde finden, daß heißt mit

dem Heiligsten Spott treiben, und die Wahrheit mißbrauchen zum Trug und zur Lüge. In der That aber ist es selbst denen, die solche Entschuldigung vorbringen für ihre Sünde, nicht rechter Ernst damit. Mag es immer der Augenblicke viele geben, wo der Mensch in trüber Verblendung sich vorspiegelt, seine Sünden seyen nothwendig, und es laste auf ihm keine Schuld, mag er sich immer auf eine Zeitlang einwiegen in den Todtenschlaf, in welchem er die Ruhe gefunden zu haben wähnt, indem er sich von blinder Nothwendigkeit und Vorherbestimmung vorredet, und daran einen Schutz sucht gegen das anklagende Herz, — ach dies Dunkel wird doch endlich schwinden, und diese Ruhe ist nicht so ununterbrochen, wie er meint, immer wieder werden doch die Augenblicke kommen, wo sein Herz ihm wieder sagt: du belügst dich selbst, immer wieder der Wurm, der nicht stirbt, sein Herz ängstigen und ihm die Lügenhaftigkeit der Lehre vorhalten, in der er sein Heil zu finden wähnt. O, wie viele mag es geben, die gegen uns sich noch so entschuldigen, und mit kluger Rede sich rechtfertigen wollen, indem sie sprechen, auch das Unrecht sey nothwendig, und sie selbst haben schon lange es eingesehn, wie sie keine Entschuldigung daran haben, sie wollen es uns nur nicht gestehn, daß sie selbst unruhig sind, sie wollen nur gegen uns noch die Starken und Klugen und Ruhigen spielen, obgleich sie im Innern erzittern ob ihrer Schwäche und Thorheit. Vor uns führen sie noch die Worte des Herrn im Munde, selbst aber wissen sie es schon, wie sie nicht ihm dienen, sondern nur der Sünde. Denn wer Aergerniß bringt, der thut es nicht, weil der Herr gesagt hat, daß Aergerniß kommen muß, sondern weil er selbst Lust hat daran, weil sein eignes Herz ihn dazu antreibt, nicht aber die Worte des Herrn.

Mitchristen, und wie können wir dem glauben, der die Worte des Herrn, die wir eben gehört haben, zur Entschuldigung gebraucht für sein Unrecht? — widerlegen ihn nicht diese Worte selbst? — Denn wie sollen wir uns auf die Aufrichtigkeit eines Solchen verlassen, der, indem er sich auf den Ausspruch des Herrn beruft, die Worte vergißt, die in demselben Spruche gesagt sind: ‚Wehe aber

dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt." Wenn Einer wirklich meint, das zu thun und zu befolgen, was der Herr gesagt, warum folgt er ihm denn nur theilweis und vergißt das, und achtet es nicht, was seiner Neigung nicht schmeichelt? So gewiß Aergerniß kommen muß, denn der Herr hat es gesagt, so gewiß kann Keiner, durch den Aergerniß kommt, sich darauf, als auf eine Entschuldigung berufen, denn der Herr hat in demselben Worte auch das Wehe gerufen über den, durch den sie kommt, er hat gesagt, daß die härteste Strafe dem zukomme, der Aergerniß bewirkt. Eben, damit nicht frevelnd Einer in dem Worte des Herrn einen Vorwand finden möchte für seine Ruchlosigkeit, eben deswegen ist auch sogleich das Verdammungsurtheil über den ausgesprochen, der solche Ruchlosigkeit sich zu Schulden kommen läßt, und mit Recht, denn der thut nicht, was der Herr vorgeschrieben hat, der jetzt frevelt und auf Christi Wort sich beruft. Es muß Aergerniß kommen, — allerdings, aber deswegen bist du nicht entschuldigt, durch den sie kommt, deswegen kannst du nicht sagen, daß du dem Herrn dienst, indem durch dich Aergerniß kommt, denn magst du immer dich entschuldigt wähnen dadurch, daß auch das Unrecht geschehen muß, und auch Aergerniß das Gute fördert, das Wort des Herrn straft dich Lügen, das Wort des Herrn widerlegt deine falsche Lehre und spricht: „Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt."

III. Mitchristen, so scheint es denn wirklich, als stehe hier ein Wort des Herrn gegen das andere, und als seyen wir in einen Widerspruch gerathen, der nicht zu lösen ist, als sey jener Ausspruch des Herrn ein für uns unauflösliches Räthsel, ein Ausspruch, der wohl wahr seyn mag, der aber nicht für uns gesagt ist, und zu unserer Beruhigung und Sicherheit in der Erkenntniß nichts beitragen kann. Denn wenn nun Aergerniß kommen muß, und es offenbar ist, daß dies nur durch Menschen geschehen kann, ist Gott da nicht ungerecht, wenn er über den das Wehe ruft, durch den es geschieht. Oder kann es nicht scheinen, als bediene sich Gott gleichsam einer List, seine Zwecke zu erreichen, indem er wohl Aerger-

niß will, den aber bestraft, der seine Absicht erfüllt, wie sündhafte Menschen es oft gerne sehen, daß ein Unrecht begangen wird, das ihren Absichten entspricht, und dennoch den bestrafen, der es begeht. Mitchristen, das wissen wir Alle, daß Gott nicht ungerecht ist, und daß er nicht mit hämischer List uns zur Sünde verleitet, und dann zur Rechenschaft fordert für diese Sünde, es ist nur unsere Kurzsichtigkeit daran Schuld, und unser Unglaube, wenn wir an Gott zweifelhaft und mißtrauisch gegen ihn werden. Und dieser Zweifel, und dieser Unglaube wird verschwinden, wenn wir die Bestimmung und das Wesen der Aergerniß selbst näher ins Auge fassen, wenn wir genau betrachten, auf welche Weise und wodurch das Unrecht und die Aergerniß das Gute fördern kann und wirklich fördert.

Wir haben gesehn, meine christlichen Freunde, wie selbst die Aergerniß in ihren Folgen segensreich wird, und wie sie nur dazu dient, das Reich Gottes zu fördern, wir haben gesehn, wie selbst die Versuchung und die Bosheit diejenigen stärkt, die für den Herrn streiten. Aber geschieht dies nun etwa dadurch, daß sie der Versuchung unterliegen, wird etwa dadurch erreicht, daß sie sich zu Knechten der Sünde und zu Knechten der Bosheit machen? Nein, Mitchristen, sondern was sie läutert ist der Kampf gegen das Unrecht, was das Reich Gottes fördert, ist der Sieg über die Sünde und über die Bosheit. Die, die mit sündhaftem Streben gegen Gott kämpfen wollen, und selbst dadurch Veranlassung werden, daß seine Herrlichkeit nur noch mehr offenbar wird, und sein Reich ein um so größeres Wachsthum und einen um so reißendern Fortgang gewinnt, die haben ja solche Frucht nicht gewollt, sondern diese Frucht ist ja bloß dadurch gekommen, daß ihr sündhaftes Beginnen zu Nichte gemacht ward, und wenn selbst die Versuchung dazu dient, den Glauben stärker zu machen, so wird ja der Glaube eben nur dadurch stärker und fester, daß die Versuchung bekämpft und beseitigt wird. Allerdings dienen auch die Feinde Gottes dazu, seine Herrlichkeit zu offenbaren, aber sie verherrlichen ihn nur dadurch, daß sie besiegt und zum Schemel seiner Füße niedergelegt werden. Denn das ist ja das innerste Wesen und die Natur des Unrechts, daß es

immer wieder gegen Gott anstrebt, und immer wieder nichts gegen ihn auszurichten vermag, daß es sich Mühe gibt, das Reich Gottes zu bekämpfen, und, weil ihm dies nicht gelingt, zu Schanden wird, und eben darin selbst Veranlassung, den Sieg des göttlichen Reiches zu verherrlichen. Und so ist denn auch unsere Frage beantwortet, wie durch Aergerniß das Reich Gottes gefördert wird; dadurch wird das Unrecht und die Aergerniß ein Förderungsmittel im göttlichen Reiche, daß es nicht aufkommen und nicht Gewalt bekommen kann, sondern immer wieder bekämpft und immer wieder besiegt wird. Ist aber dies die Bestimmung der Aergerniß, und der Grund, warum Aergerniß kommen muß, wer mag es da eine Ungerechtigkeit nennen, daß der Herr spricht: Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt, wer mag da sagen, daß der Herr nicht redlich mit uns handle, wenn er spricht: Es muß Aergerniß kommen! — Es muß Aergerniß kommen, eben damit sie besiegt und unterdrückt werde, das heißt ja eben, damit der Weheruf darüber ausgesprochen und vollzogen werde, und wer nun Aergerniß bringt, der muß diesen Weheruf über sich ergehen lassen, der muß an sich vollziehen lassen das Strafurtheil, weil ja nur zu diesem Strafurtheil Aergerniß kommen muß. Und du, der du dich jetzt dem Unrecht zum Streiter hingibst, was kannst du anders erwarten, als die Strafe, die ja nothwendig dem Unrecht folgt, du hast ja keine Entschuldigung, wenn du sagst: es muß Unrecht kommen, und mein Unrecht wird vielleicht Gutes hervorbringen, — ja es muß kommen und wird auch wirklich den Sieg des Rechts verherrlichen und hervorbringen, aber den bringt es nur dadurch hervor, daß eben dein Unrecht und deine Sünde besiegt und bestraft wird.

Mitchristen, aber dient denn in der That das Unrecht nur dadurch dazu, das Reich Gottes zu mehren und seinen Ruhm zu verherrlichen, daß es besiegt und bestraft wird? — sollte es nicht Fälle geben, wo das Unrecht sein Strafurtheil nicht empfängt, und es dennoch die Veranlassung ist, daß Gottes Ruhm offenbar werde. Denn, wenn wir an uns selbst oft die Erfahrung machen, daß Gott uns unsere Sünde vergibt, so müssen wir doch gestehn, daß auch in die-

sem Falle das begangne Unrecht die Veranlassung ward, daß Gottes Gnade und Herrlichkeit offenbar ward, und wenn doch offenbar jede neue Verherrlichung und Offenbarung der göttlichen Gnade eine Förderung seines Reiches und ein neuer Beweis seiner Herrlichkeit ist, so müssen wir ja wohl gestehen, daß auch da, wo das Unrecht nicht gestraft, sondern vergeben wird, es oft Veranlassung seyn kann zur größern Verherrlichung Gottes. Aber, Mitchristen, ist denn wirklich in der Vergebung der Sünde nicht auch das Wehe über das Unrecht ausgesprochen und vollzogen, ist denn in der Vergebung der Sünde etwa die Sünde gebilligt und gesagt, daß sie bleiben und Bestehn haben soll? Ist nicht vielmehr darin gesagt und erklärt, daß die Sünde ab ist und todt? Und wenn nun Jemand sagte: Es muß Unrecht geschehen, weil sich bloß dabei die Gnade Gottes so herrlich offenbaren kann, indem er verzeiht und begnadigt, so streitet das wiederum gar nicht dagegen, daß das Wehe ausgesprochen ist gegen die Aergerniß und das Unrecht, denn auch hierin ist ja nicht gesagt, daß in dem Dauern und Bestandhaben des Unrechts die Herrlichkeit Gottes bestehe, sondern daß diese Herrlichkeit sich eben darin offenbare, daß die Sünde getilgt und ausgelöscht wird; nicht darin besteht ja die Herrlichkeit Gottes und sein Ruhm, daß wir roth sind wie Blut, sondern daß das Blut von uns abgewaschen wird, daß wir durch seine Gnade wieder weiß werden, die wir roth waren wie Blut. Und so ist auch hier, wo es scheinen mag, so lange unser Auge blöde und schwach ist, als habe das Unrecht Bestehn, und werde nicht vernichtet und verurtheilt, — so ist es denn auch hier uns wieder offenbar, daß das Unrecht nur dadurch Gottes Reich fördern kann, daß es sein Urtheil empfängt, und vertilgt wird und vernichtet. Und wie wir dort bei der Strafe es aussprachen, so müssen wir auch hier sagen: Es muß Aergerniß kommen, nur damit in der Vergebung das Wehe darüber ausgerufen werde.

Und so, Mitchristen, ist jener Ausspruch des Herrn, den wir heute betrachtet haben, nicht eine doppelte Lehre und eine zweizüngige Rede, nicht ein verführerisches Wort, sondern enthält eine Lehre,

die, statt uns zur Aergerniß zu verleiten, uns noch mehr davon abschreckt, weil wir dadurch sehen was Aergerniß ist, und wozu sie kommen muß. Es sind nicht zwei sich widersprechende Lehren, die wir gehört haben, sondern sie sind Eins, und stehn im herrlichsten Einklange, uns schreckt der scheinbare Widerspruch nicht, wir sehen die Wahrheit, wir wissen es ja, daß auch Aergerniß kommen muß, des Herren Ruhm zu verkünden, und sprechen darum mit dem Heilande: Es muß Aergerniß kommen, wir wissen, daß sie nur kommen muß, um besiegt zu werden, und sprechen damit das Wehe aus darüber, denn nur der Hölle Tod ist der Sieg des göttlichen Reiches. Amen.

VIII.

Ueber Sorge und Sorglosigkeit.

Die Gnade sey mit Euch! Amen.

Text, Matth. 6, 25—34.

Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? Und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seyd ihr denn nicht viel mehr denn sie? Wer ist unter euch, der seiner Länge Eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget? Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben Eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht vielmehr euch thun? O ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen, was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß alles bedürfet. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch solches alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

Christliche Freunde! die Frage: was soll ich thun? ist leider bei uns Allen fast gleichbedeutend — wenigstens untrennbar — von der: was habe ich unterlassen, und ein jedes Gebot, eine jede Pflicht,

die uns vorgehalten wird, klingt, weil wir uns so oft dagegen vergingen, wie ein Vorwurf. Darin liegt mit der Grund, warum ein jedes Gebot, welches der Herr gegeben hat, eine so unerschöpfliche Quelle der Betrachtung für jeden Menschen werden kann, weil ein jedes solches Gebot ihm die Gelegenheit giebt, sich zu erinnern der unzähligen Fälle, wo er es übertreten hat. — Das ist nun auch bei den Worten der heiligen Schrift, welche wir jetzt eben vernehmen, der Fall; auch sie enthalten ein Gebot, das oft, vielleicht öfter als viele andere, von uns übertreten ward. Und bei diesem Gebot kommt noch etwas Andres hinzu, was eine aufmerksame Betrachtung dieser Worte besonders nothwendig macht, der Mißverstand nämlich, den diese Worte oft erfahren müssen. Und auf ganz gleiche Weise pflegen sie mißverstanden zu werden von solchen, die ihnen nicht nachfolgen und sich versündigen, und von denen, welche in Sünde anderer Art verfallen und mit diesen Worten sich zu entschuldigen trachten. Die Einen, welche sich von diesen Worten ganz abwenden und ganz untergehn in Sorgen um zeitliches und irdisches Gut, sprechen es geradezu aus, das sey ein Gebot, das man sich in der Kirche allenfalls gefallen lasse, fürs Leben passe es nicht, — die Andern nehmen in diesen Worten Veranlassung sich dem Leichtsinn und der Unthätigkeit zu ergeben — Beide, weil sie den eigentlichen Sinn dieser Worte nicht fassen. Laßt uns nun vor beiden Fehlern uns zu sichern suchen, indem wir:

den Sinn unserer Textesworte

genau erforschen.

Und du, heiliger Gott, heilige uns in Deiner Wahrheit! Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

I. Wenn wir nun, um uns den Sinn des vorliegenden Ausspruchs Christi deutlich zu machen, ihn genau ins Auge fassen, und uns fragen, was denn eigentlich das ist, was Christus hier verbietet, und worin solches Verbot seinen eigentlichen Grund hat, — so fällt uns zunächst in die Augen, daß es leibliche sinnliche irdische Sorgen

sind, deren er erwähnt. Er spricht von der Sorge ums Essen und Trinken, von der Sorge um die Bekleidung. Da nun hier nur von solchen Gegenständen der Sorge die Rede ist, hier, wo der Herr die Lehre giebt, daß wir nicht sorgen sollen, — so liegt es allerdings sehr nahe zu glauben, der Sinn dieser Worte sei: wir sollen nicht um solche Dinge uns Sorge machen; dazu kommt nun noch, daß wir es ja tagtäglich sehen, wie sehr vielen Menschen gerade die Sorge um ihr leibliches Wohlergehen und die irdischen Bedürfnisse zum Versucher wird, und wie sie eben in dieser Sorge alles Andere, Höhere und Edlere vergessen, und, dem Gewürm der Erde ähnlich, wühlen im Staube, ohne einen Blick über sich in die Gefilde des Himmels zu werfen. Eine jede solche Erfahrung, welche zeigt, wie gefährlich die Sorge um die irdischen Güter ist, macht es um so glaublicher, daß nach des Herrn Willen um solche Dinge der Mensch sich nicht mühen noch plagen solle. Und so giebt es denn Menschen, welche meinen, die Lehre Jesu namentlich an dieser Stelle der heiligen Schrift sey, daß dergleichen nicht Gegenstände der Sorge seyn dürften, und welche, wenn sie etwa selbst darum sorgen, dies nur für eine Schwäche halten, und für Etwas, was eigentlich nicht seyn sollte.

Dagegen aber, daß des Herrn Verbot nur durch die Gegenstände der Sorge bedingt sey, dagegen spricht doch Manches. Zuförderst dies, daß wenn der Mensch überhaupt sorgen und sich mühen darf, doch von seiner Sorge nichts ausgeschlossen seyn kann, als nur das Böse, und er das Recht hat, Alles, was nicht böse ist, zum Ziel seines Trachtens zu machen. Nun sind aber doch alle jene Bedürfnisse gewiß nichts Böses, da ja unsere Textesworte selbst sagen, daß wir dies alles bedürfen. — Dann aber wäre es doch auffallend, daß derselbe Herr, welcher so ein Verdammungsurtheil ausgesprochen habe, über alle irdischen Güter, dort, wo er lehrt, wie und was wir vom himmlischen Vater erbitten sollen, selbst eine Bitte für die irdischen Güter — fürs tägliche Brod — als nothwendig nicht nur erlaubt, sondern vorschreibt, und so oft er von der Kraft und Wirk-

samkeit des Gebetes spricht, niemals sagt, daß die irdischen Güter ausgeschlossen seyn sollen. Endlich aber, und besonders spricht dagegen Folgendes: Die Schlußworte unsers Evangeliums enthalten einen Ausspruch, in welchem gleichsam die Summe gezogen ist aus allem dem, was in den vorhergehenden Worten ausführlicher betrachtet ist. Wäre nun in diesen das die Hauptsache, daß von leiblichen Sorgen die Rede ist, so würde wohl in den Schlußworten auch gerade dies hervorgehoben seyn, und der Herr etwa sprechen: Sorget nicht für das, was dem Leibe Noth thut, oder sorget nicht darum, was ihr leiblich bedürfet. So spricht er aber nicht, sondern in jener Summe der vorangegangenen Lehren hat er ein anderes beachtungswerthes Wort gesprochen. Er sagt nämlich: Sorget nicht für den kommenden Morgen, und diese Worte sind es, die das eigentliche Licht über die vernommenen Textesworte verbreiten.

Wenn wir nämlich die Beispiele genauer ansehen von der Sorge, welche der Herr in diesen Worten tadelt, so finden wir in ihnen allen das Gemeinsame, daß in ihnen der Blick lediglich auf die Zukunft gerichtet ist, — „darum sollt ihr nicht sorgen, was werden wir essen, womit werden wir uns kleiden," spricht der Herr. Solche Sorgen gehn hervor aus einer Gesinnung, welche wir leider nur zu häufig finden, die wir am besten damit bezeichnen können, daß die Menschen, welche sie hegen, nur in der Zukunft leben, ihr Glück nur in der Zukunft hoffen, ihr Leben nur für die Zukunft einrichten. Wenn man von Menschen erzählt, denen das Höchste, was es giebt, die Güter der Erde sind, und die in unbegreiflicher Verblendung immerfort Geld und Gut anhäufen, und stets ein Ziel sich setzen, wann sie anfangen werden, ohne Sorgen das sauer Erworbene zu genießen, dort angelangt aber den Zeitpunkt weiter hinaus setzen und nie dazu gelangen, — so ist das ein Beispiel von einem solchen Leben nur in der Zukunft, welches uns, je häufiger wir es sehn, um so mehr mit Bedauern erfüllt. Aber bei allem dem Bedauernswerthen, ja Grauenhaften und Entsetzlichen, was in

diesen Beispielen liegt, können wir doch nicht sagen, daß diese Fälle die gefährlichsten sind. Denn, eben weil hier die Verkehrtheit jedem unbefangenen Auge sogleich sichtbar ist, ist es kaum zu befürchten, daß dergleichen Fälle zur Nachahmung reizen sollten. Sie sind so schrecklich, daß jeder wohl vor ihnen erschrecken wird, und die Sünde in ihnen nicht verkennen. Es giebt aber Erscheinungen, dieser ganz ähnlich, bei welchen das Sündhafte und Verkehrte nicht so in die Augen springt — ja vielmehr sich so verbirgt, daß die, welche in solcher Verkehrtheit befangen sind, gar kein Arges dabei haben, vielmehr wohl gar glauben, sie seyen rechte Musterbilder für Andre, — auf diese Erscheinungen laßt unsern Blick uns richten. So giebt es Manche, die, wo ihnen eine Freude zu Theil wird, stets daran denken, daß sie nicht lange währen wird, und die sich alle möglichen Gefahren ausmalen, wo, was sie jetzt beglückt, wieder bedroht wird, und diese Sinnesart nennen sie Ernst; und wenn sie etwa viel Schmerzliches erlebt haben, Erfahrung. Aber sagt, Mitchristen, was ist dieser sogenannte Ernst anders, als nur Undank, was anders als die Kleingläubigkeit, die der Herr in unsern Textesworten tadelt, die, statt niederzufallen vor dem gnädig allliebenden Gott, sich von ihm abwendet und denkt, er meine es nicht aufrichtig mit seinen Geschenken, was andres als der habsüchtige Sinn, der nie genug hat, und an allen Gaben Flecken und Fehler sieht, an jeder Freude, die er erfährt, es bedauert, daß sie nicht noch größer ist, nicht noch länger währt. — Schwerer entdeckt sich die Sünde in einer andern Erscheinung, wo Leiden den Menschen treffen. Es giebt Viele, die, wenn Gott sie heimgesucht hat mit Schmerz und Kummer, ihren Blick dann in die Zukunft richten und nun sagen: Es wird schon besser werden, und sich damit beruhigen, daß sie sich nun die Zukunft auf's Schönste ausmalen und mit allem dem trösten, was dann ihnen zufallen werde. Wer will das leugnen, daß dies weit besser ist, als zu verzweifeln, wer will verdammen, wozu ein natürlicher Trieb den Menschen zu leiten scheint, daß man in der Noth oft auf die Zukunft blickt? Aber wenn diese selber nun meinen, oder wohl gar damit prahlen, daß sie das wahre Vertrauen zu Gott

haben, und die rechte Ergebenheit in seinen Willen, da muß man doch sie warnend darauf aufmerksam machen, wie solche Reden und Hoffnungen gar nicht so fromm und ergeben sind, wie sie meinen. Es ist noch ein großer Unterschied zwischen Entschuldigen und Loben. Aber Viele meinen, daß, mit der Zukunft sich zu trösten, nicht nur erlaubt, sondern eben recht, ja das einzig Rechte sey. „Denke nur daran, daß es schon wieder gut werden wird," sprechen sie zu jedem Unglücklichen, und zu sich selbst: es wird schon wieder gut. Haben sie nun gar so weit sich erhoben, daß sie bei diesem Hinblicken in die Zukunft, Gottes gedenken, so sind sie ganz überzeugt, sie seyen die wahrhaft Frommen, und mehr könne man von einem Christen nicht verlangen, als daß er in jeder Noth es sage und glaube, Gott werde es schon wieder gut machen. Aber ist dies wirklich eine solche Ergebenheit in Gottes Willen, wie Ihr meint? Es wird schon gut werden, sagt Ihr, Gott wird es schon gut machen. Seht Ihr denn nicht, wie viel noch an der rechten Ergebenheit fehlt? Er wird es gut machen, d. h. dann erst wird es gut sein, wenn Er es anders macht als bisher, wenn er die Schickung ändert. Ja, aber würde der, welcher sich wirklich in Gottes Willen ergiebt, nicht vielmehr sagen: Er hat es gut gemacht, heißt nicht nur dies in Gottes Willen sich ergeben, wenn man in dem Leid selbst das Gute, d. h. Gottes Liebe, wenn auch nicht erkennt, so doch ahnet? — Das ist noch sehr wenig, wenn man in einem Unglück nur sagt: wenn Gott es aufhören macht, dann wird es gut seyn. Schaut dagegen auf einen, der wahrhaft ergeben war, auf Hiob! Als alles mögliche Leid über ihn gekommen war, da sagte er nicht, es wird gut werden, da versprach er nicht, Gott zu loben, erst dann, wenn Er solches Unglück und Elend von ihm genommen hätte, da suchte er nicht, was Gott gethan hatte, zu vergessen, sondern in dem Leiden selbst erkannte er Gottes gnädigen Willen, und darum sprach er nicht: Ich werde Gott einst preisen. Nein, seine Worte waren wirklich ergeben, er sprach im Schmerz: Gottes Name sey (jetzo) gepriesen!

Endlich gehört hierher eine Erscheinung welche sehr oft mit der Anmaßung auftritt, eine besonders gute und die wahrhaft christliche Gesinnung zu seyn, ich meine diejenigen — die man überall von Zeit zu Zeit sieht — welche die ganze Summe der Gegenwart und ihre Freuden und Leiden — nämlich das ganze irdische Leben nur kaum eines aufmerksamen Blicks würdigen, sondern ihr ganzes Leben in der Zukunft nach dem Tode haben. Ich meine die, welche, weil ihnen das Leben schaal und leer erscheint, nur nach dem Tode sich sehnen, und nach der Herrlichkeit, die nach dem Tode uns erwartet. Wir hören dergleichen oft gestehn, und nicht nur gestehn, so wie ein Mensch dem andern seine Schwäche gesteht, sondern wir hören es, daß Menschen diese ihre Sehnsucht, dies ihr Unbefriedigtseyn als etwas besonders Gutes uns erzählen, als seyen sie gerade die tiefer Empfindenden und reicher Begabten, weil es ihnen hier auf Erden nicht recht wohl werde. O ihr Armen! was ist denn dieses anders als ein Murren gegen den Vater im Himmel, der ja weiß, was Ihr bedürfet — glaubt doch nicht, daß es ihn freut, solche Knechte zu haben, die ungern thun, was er ihnen auftrug. Glaubt doch ja nicht, daß dies etwas Anderes ist, als nur Unzufriedenheit mit dem, was Ihr habt, und Sehnsucht nach dem, was Euch fehlt — eine Unzufriedenheit, die sich stets zeigen wird, denn naht der Tod, so wird es auch nicht recht seyn, denn nur wer gern lebt, kann gern sterben. —

Der Herr in unserm Evangelio tadelt alles solches Leben nur in der Zukunft. — „Sorget nicht für den andern Morgen," spricht er, und nicht nur, daß er es tadelt, er zeigt auch, warum solches Leben in der Zukunft nothwendig getadelt werden muß. Dazu weist er zuerst auf das Thörichte und Vergebliche solcher Sorgen hin: „Wer von Euch kann seiner Länge eine Elle zusetzen, so er auch drum sorgte," spricht er. — Wie die Gestalt des Menschen und das Maaß, welches sie umfaßt, nicht willkührlich überschritten werden kann, und wie, wenn einer sich mühete, sich einen höhern Wuchs zu geben, wie das gewiß jedem als thöricht — weil vergeblich —

erscheinen würde, — so ist es jenes sogenanntes Leben in der Zukunft nicht minder. Es kann der Mensch nicht die Zeit überspringen, welche ihn von der Zukunft trennt, es kann niemand ohne heute zu durchleben, zu morgen gelangen, und deswegen soll er es nicht wollen. — Dann aber zeigt der Herr zweitens, wie solches Leben in der Zukunft auch schädlich und dem Heile hinderlich ist. Er führt nämlich, wo er gesagt hat, man solle nicht dafür sorgen was man essen und trinken werde, als Grund dies an, daß doch das „Leben mehr sey als die Speise, und das Leben mehr als die Kleidung," und deutet damit an, daß bei solcher getadelten Sorge, das was die Hauptsache ist, versäumt und außer Acht gelassen werde. Was nun von jener Sorge, das gilt von jeder Sorge, die in die Zukunft geht; wie der Leib uns näher liegt, als die Kleidung, so giebt es Etwas, was uns näher liegt, als die Zukunft, das ist die Gegenwart und ihre Pflichten, und die wird vernachläßigt und nicht geachtet, wo wir in der Zukunft leben, und so sehen wir es denn auch täglich geschehen, daß, indem man den Blick nur auf die Zukunft richtet, man für die Gegenwart theils das Auge verliert, theils die Kraft, in ihr zu wirken. Wir haben einen flüchtigen Blick geworfen auf die, welche beim Erwerb irdischer Güter nur der Zukunft gedenken, — wir sehn täglich solche, die über die Sorge für die Zukunft zu keinem Genuß der Gegenwart kommen, — was Genuß? selbst nicht dazu die Pflichten der Gegenwart zu erfüllen. Mehr als ein Beispiel wird ja wohl jeder kennen, wo Eltern mit der größten Mühe danach strebten, die Zukunft ihrer Kinder, was irdisches Wohlseyn betrifft, zu sichern, und dabei verloren sie die Zeit, in der Gegenwart die Pflichten gegen ihre Kinder zu erfüllen, sie streng sittlich, fromm zu erziehn, — und was war die Folge? — Ueber der Sorge für die Reichthümer, welche Moder und Rost fressen, waren die Schätze der Seele verloren. — Wir haben derer erwähnt, welche, es mag sie betreffen, was da wolle, ihren gegenwärtigen Zustand stets an der Zukunft messen, und durch Furcht oder Hoffnung gleichsam ein Gleichmaß hervorbringen wollen — fragt Euch doch, die Ihr so thut, ob Ihr, wenn Ihr so aus Euren Zukunfts-

träumen erwacht, ob Ihr da nicht die Kraft verloren habt, die Gegenwart recht zu benutzen? Laßt uns aufrichtig seyn! Hat wohl je das Hinbrüten darüber, daß die Zukunft Leid bringen würde, anders gewirkt als lähmend und erschlaffend — hat im Leide das Sichhingeben an bloße Wünsche und Träume der Zukunft, je was anders gethan als geschadet? — Nie anders, meine Freunde! Wie, wer in ein blendendes Licht gesehen hat, für eine Zeitlang die Fähigkeit verliert, die Gegenstände zu erkennen, so und nicht anders ist es mit denen, welche der Gegenwart entfliehn, und nur in Träumen der Zukunft ihre Freude und Trost suchen. Doppelt schwarz erscheint ihnen, wenn sie zurückkehren, die Gegenwart dunkler als zuvor der Pfad, auf dem sie wandeln sollen, und statt auf ihn zu blicken, erheben sie wieder ihren Blick nach den fernen Sternen, und straucheln und fallen, statt dem richtigen Wege zu folgen. —

Und nicht anders endlich ist es mit denen, welcher wir auch gedacht haben, die in steter Sehnsucht nach dem Tode ihr Leben verbringen, auch bei ihnen ist die Folge nichts Andres, als Unfähigkeit zu jeder Thätigkeit. Wir werden vielleicht alle solche Augenblicke erlebt haben, wo irgend ein Schmerz, ein Kummer, oder wo das Anschauen fremder Sünde in uns den Wunsch rege machte: Möchte doch die Zeit vorbei seyn, wo dies Leben mit so schaalen und leeren Erscheinungen uns peinigte, — nun sagt doch, was war mit solchen Wünschen erreicht? Machten sie uns kräftiger, dem Bösen zu widerstehn, gaben sie uns Kraft, den Kummer zu ertragen, Muth, in dem, was uns aufgetragen, zu arbeiten und zu wirken? Ganz das Gegentheil. Ward es uns früher schwer, so jetzt noch schwerer, kam uns früher alles so elend und jammervoll vor, so jetzt noch mehr, hielten wir es früher für nicht der Mühe werth, einzugreifen in das Leben, sondern ließen alles seinen schleppenden Gang gehn — wahrlich so geschah das in solcher Stimmung noch viel mehr als vorher. Da lassen wir den Tag hingehn, in dem wir wirken sollen, und statt freudig zu arbeiten, um nach vollendetem Werke heimzugehn, werden wir denn träge und unnütze Knechte. Ach laßt doch nicht uns täuschen und sagen, es sey das ein Verlangen nach der Vereinigung mit

Gott, was nichts ist als Unzufriedenheit mit seinem Rathschluß, — an den Früchten soll man erkennen, ob etwas eine fromme Regung ist — aber was ist die Frucht solcher Sehnsucht? Schlaffheit und Unlust zur Thätigkeit. Laßt uns dagegen auf den sehen, der uns in Allem ein Vorbild war. Der, welcher ganz Eins war mit dem Vater, der bat Gott um sein Leben, um noch weiter zu führen das Werk, das ihm aufgetragen, — der aber ist auch nicht ermüdet auf seiner Bahn, so lange es Tag war.

II. Die bisher betrachteten Ansichten stehn mit unsern heutigen Textesworten in einem so grellen Widerspruch, daß eben aus diesen Worten der heiligen Schrift ihre Sündhaftigkeit und Unreinheit Jedem leicht deutlich wird. Anders aber ist es mit einer jenen entgegengesetzten Sinnesart, welche, nicht minder gefährlich, mit diesen Worten nicht so sehr in Widerspruch zu stehen scheint, ja vielleicht gar auf sie sich berufen möchte, — es ist der Leichtsinn, und die sündhafte Sorglosigkeit. Es gibt nämlich überall Menschen, die in einer jeden Sorge nur ein Uebel sehn, und nichts eifriger suchen, keinem Ziel emsiger nachstreben, als dem, ganz frei von allen Sorgen zu leben. Der bessere allgemein herrschende Sinn hat nun allerdings eine ganz andere Ueberzeugung, er weiß es, daß erst im Sorgen der Mensch seine Bestimmung erfüllt, und sehr sinniger Weise sagt unsere Sprache von Einem, der wohl aufgehoben, und am Ziel seiner irdischen Wünsche angelangt ist, er ist versorgt, d. h. er hat schon seine Sorgen, zum deutlichen Beweis, daß das allgemeine Bewußtseyn nicht in den Sorgen ein Unglück sieht. Wenn gleich dies uns schon aufmerksam machen muß auf das Verdächtige, was in der Sorglosigkeit liegt, so ist uns doch hier besonders wichtig, nicht sowohl wie sich jene Gesinnung zum allgemeinen Bewußtseyn verhält, sondern wie sie mit den Vorschriften zusammenstimmt, die Christus uns gegeben hat, namentlich aber mit den Worten, die wir heute betrachten. Und da scheint es denn allerdings, als sey in diesen Worten gerade dieselbe Lehre enthalten, welche jene Sorglosen und Leichtsinnigen predigen, ja man hört sogar die, welche so gesinnt sind,

ausdrücklich auf diese Stelle der heiligen Schrift sich berufen, und mit ihr sich rechtfertigen. Zwei Dinge aber sind es vornehmlich, welche in diesem Evangelio den Leichtsinnigen das Wort zu reden scheinen, es sind die Beispiele, wodurch der Herr die Thorheit des Sorgens erhärtet, dann aber die Schlußworte des heutigen Evangeliums.

Die Beispiele, welche der Herr anführt, sind nun allerdings der Art, daß sie eine solche Ansicht zu bestärken scheinen. Er weist auf die Vögel hin, welche nicht säen und nicht erndten, und die der himmlische Vater doch ernähre, er deutet hin auf die Lilien des Feldes und sagt ausdrücklich, daß sie nicht arbeiten, und doch schöner angethan seyen, als Salomo in seiner Herrlichkeit. Wenn er nun doch diese Beispiele gewiß nicht ohne Grund angeführt hat, wenn man doch, wo sie angeführt werden, nach dem ganzen Zusammenhang erwarten muß, daß er sie zur Nachahmung angeführt habe, und wenn endlich die Anwendung, die er selbst davon macht, darum sollt Ihr nicht sorgen u. s. f. dies noch mehr bestätigt, — was bleibt uns da übrig? Wenn wir nicht, was doch Keiner gern möchte, den Herrn einer Uebertreibung zeihen wollen, in welcher er, um vor einem Fehler zu warnen, die Farben zu stark aufträgt, so scheint es fast, als wenn er Unthätigkeit und Sorglosigkeit als das Benehmen anpreise, welches Jedem zieme. Und so sehen wir denn in der That Menschen, welche die wahre christliche Gesinnung darin setzen, daß der Mensch nichts thue, die stets davon sprechen, der Mensch solle ganz willenlos und leidend sich verhalten, die hinweisen auf die Vögel unter dem Himmel, wenn man die Anforderung an sie macht, daß sie thätig selbst eingreifen sollen in ihr Schicksal. So sehen wir solche, welche meinen, das sey das wahre Vertrauen auf Gott, wenn man stets Alles abwarte, und nicht selbst etwas thun wolle, denn Gott kleide ja auch die Lilien, und diesem Gott trete der hindernd in den Weg, der vermessen sein Schicksal selbst zu lenken versuche. Laßt uns, Mitchristen, gerade das selbe Wort entgegen halten, worauf sie sich berufen: Ihr sagt, „Gott kleidet die Lilien auf

dem Felde." Gewiß. Aber wodurch blühen sie und wie lange? Doch nur so lange, als sie selbst mit ihren Wurzeln die Nahrung in sich aufnehmen, würden sie das nicht, so würden auch sie verdorren; — Ihr beruft Euch auf die Vögel unter dem Himmel. Gewiß, sie säen nicht und erndten nicht, aber wenn sie ihre Flügel nicht gebrauchten, würden sie fallen und Gott würde sie nicht halten, wenn sie nicht die Nahrung, die Gott ihnen gibt, selbst nähmen, so würden sie verschmachten. Darum sagen wir auch, daß jene Beispiele schön und passend gewählt sind, und wissen es, daß sie uns gegeben sind, damit wir uns nach ihnen richten. Wie die Lilien blühen, weil sie thun, was ihr Beruf ist, wie die Vögel leben, weil und so lange sie ihre Bestimmung erfüllen, so sollst du, Mensch, nicht aus deinem Kreise heraustreten. Thöricht wären die Lilien, wenn sie, statt den Saft der Erde zu empfangen, arbeiten wollten in menschlicher Weise, sie würden verschmachten, thöricht wäre der Vogel, wenn er sich entziehn wollte die Nahrung, der er in jedem Augenblick bedarf, und die ihm in jedem Augenblick gegeben wird, und statt sie zu nehmen, in Scheuern sammeln wollte. Er würde verschmachten, weil er nicht thut, wozu er berufen. Eben so thöricht wäre der Mensch, der aus dem Kreise seines Berufs heraustretend, in der Zukunft leben wollte, und damit das versäumte, was eben itzt zu thun ihm obliegt, — er wäre der thörichten Lilie gleich, die nur so lange lebt, als sie die Nahrung trinkt.

Darauf weisen denn auch die Schlußworte unseres Evangeliums hin, in welchen man auch die Lehre des Leichtsinns will gefunden haben. In den Worten nämlich: „Sorget nicht für den kommenden Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen," in diesen Worten will man die Berechtigung finden, sich dem Müßiggang zu ergeben, und träg und unthätig die Zukunft zu erwarten, in ihnen soll der Wahlspruch liegen, welchen die Trägheit so gern im Munde führt, das Wort: Was will der Mensch sich mühen und plagen? — Aber liegt denn das wirklich in jenen Worten? Der morgende Tag wird seine Sorge haben, spricht der Herr, — liegt

darin, daß er sie nicht haben solle? liegt darin, daß es Unrecht ist, wenn der morgende Tag Sorgen bringt? Kann es nicht auch das Gegentheil seyn, kann der Herr nicht auch meinen, daß es gut ist, daß der morgende Tag seine Sorge haben wird? Ja dies ist offenbar seine Meinung, wie sich deutlich aus dem Schluß des Evangeliums ergibt, in dem er es als das Richtige ausspricht, daß jeder Tag seine Sorge habe, und seine Mühe. Wenn jeder, so auch der morgende, so auch der heutige, aber jeder seine. Und weil jeder Tag seine Sorge hat, deswegen sollen wir nicht einem Tage seine Sorgen entziehn, und auf einen andern häufen; in der Sorge liegt ein Segen, und einem Tage seine Sorgen nehmen, heißt ihn seines Segens berauben. Es ist darum ein Unrecht, dem morgenden Tage nicht zu überlassen, was ihm gehört, und heut zu thun, was erst morgen begonnen werden soll. Was morgen Recht ist, ist vielleicht heute Sünde, weil es die Sorge des heutigen Tages vernachläßigen und seine Pflicht versäumen läßt.

Und so weisen denn alle einzelnen Züge, ja man kann sagen, jedes Wort unseres Evangeliums auf die eine Wahrheit hin, die sich durch unsern ganzen Text hindurchzieht, auf das Gebot, welches die Summe desselben ist, auf das Gebot, daß wir leben sollen in der Gegenwart. In der That ist dies das, was uns als das Rechte entgegentritt, wenn wir uns abwenden von den verschiedenen, zum Theil sich entgegengesetzten Verirrungen, womit wir uns gegen des Herrn Gebot versündigen. Und daß nicht Einer auch aus diesen Worten Gift ziehe, und das Gebot, das Christus uns gegeben, in eine weltliche und sündliche Klugheitsregel verkehre, so enthält unser Text ein Wort, welches zeigt, was es denn eigentlich heißt, in der Gegenwart leben. Einer solchen Belehrung aber bedarf es gar sehr. Denn die Verkehrtheit unseres Verstandes und die Macht der sündlichen Neigungen geht so weit, daß kaum eine Tugend oder ein Lob ist, dessen Name nicht für Sündliches in Anspruch genommen wird. So sprechen denn sehr viele Menschen es dreist aus, daß sie ganz in der Gegenwart leben, wenn sie allen möglichen Genüssen sich hingeben, und in kindischem Spiel und Tand ihre Freude und Selig-

keit finden. Sie verschmähen jeden Ernst des Lebens; wo ihnen einmal der Gedanke kommt: Es steht schlimm um dich, du mußt solchem Leben ein Ende machen, da weisen sie solchen Gedanken geflissentlich von sich. „Was soll man sich, denken sie, mit solchen Grillen quälen, das hieße ja recht sich das Leben verbittern, darum hinweg mit solch trübseligen Gedanken, die den freudigen Genuß der Gegenwart verkümmern." Und diese pflegen von sich zu sagen, sie seyen es, die recht in der Gegenwart lebten. Die aber nennen in der Gegenwart leben, was eine sehr treffende sprichwörtliche Redensart ganz anders bezeichnet, nämlich als ein Vertreiben oder Tödten der gegenwärtigen Zeit. — Das Wort aber in unserem Evangelio, welches, fern davon, ein solches Zeit-Tödten zu lehren, uns zeigt, was es heißt, in der Gegenwart leben, ist dieses, daß wir „trachten sollen nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit." Nach dem Reich Gottes trachten, das heißt ganz in der Gegenwart leben, denn damit flüchten wir nicht etwa aus der Gegenwart in irgend eine ferne Zukunft. Nein das Reich Gottes ist, wie der Herr sagt, mitten unter uns, seine Gerechtigkeit ist gegenwärtig in jedem Augenblick und kann und muß in jedem Augenblick ergriffen werden, und eben weil jeder Augenblick ganz von diesem Streben in Anspruch genommen werden muß, daß wir das Reich Gottes erreichen, eben deswegen wäre ein Hinträumen in die Zukunft ein Raub an dieser Pflicht. Nach dem Reich Gottes trachten heißt aber in der Gegenwart wirklich leben, und nicht nur ein, dem Tode ähnliches, Daseyn fristen. Der lebt nicht wirklich, der nicht wirkt und schafft; nicht ruhen sollen wir, sondern trachten, streben, thätig sein. Der träge Müßiggang, der Alles über sich ergehn läßt, ist kein Leben, ist müßiger Schlaf, der genußsüchtige Sinn, der nur die Zeit vertreiben will, und von Genuß in Genuß sich stürzt, ist ein wilder Traum und Taumel, nur thätig seyn im Reiche Gottes, heißt wachen, heißt leben. In jedem Augenblick nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten, das heißt in jedem Augenblick, thun was Pflicht ist, stets dies Eine im Auge behalten, daß wir nur die Gnade Gottes nicht einbüßen, die uns gerecht macht, — wo wir die Pflicht

verabsäumten, wo wir Gottes vergaßen, nicht damit uns trösten, daß wir ja allmählig besser werden, sondern gleich, augenblicklich, zu Gottes Barmherzigkeit sich wenden, dort Vergebung erlangen, und in dieser Vergebung Kraft, wieder thätig zu seyn, — seht, das heißt in der Gegenwart leben! — Von diesem Leben in der Gegenwart gilt aber recht das Wort, welches der Herr gesprochen hat, daß wer da hat, daß dem noch mehr gegeben werde, während die, welche nur in der Zukunft leben, auch das verlieren, was sie haben. Wir haben es gesehn, wie die, welche nur in der Zukunft leben wollen, dies nicht können, und zugleich in der Gegenwart unthätig sind, und also auch eigentlich nicht leben, so weder hier noch dort ein rechtes Leben haben. Dagegen ist es ganz anders wenn der Mensch in der Gegenwart lebt, dies ist nicht eine Thätigkeit ohne Ziel und ohne Zweck, nein! hier wird erreicht, was man, der Gegenwart nicht achtend, nur wünscht. Wer wirklich lebt in der Gegenwart, der sorgt zwar nicht um die Zukunft, aber er sorgt für sie, denn seine Thaten sind Keime, die Frucht tragen, sein Thun enthält die Zukunft in sich, und deshalb sagt der Herr in unserm Evangelio, daß Allen, die nach Gottes Reich trachten, was Jene nicht erreichen, die um die Zukunft sorgen, zufallen werde. Darum meine doch Keiner, daß wenn wir ganz in der Gegenwart leben, daß damit alle Hoffnung als Thorheit verworfen, und der Blick in die Zukunft als ein eitler Traum verbannt werden müsse. Das sey ferne. Nur sey die Hoffnung nicht träge, und der Blick richte sich stets auf das Gegenwärtige, in dem der Keim der Zukunft liegt. Schöner kann man das wahre Leben in der Gegenwart nicht beschreiben als der Apostel, indem er die Wirksamkeit schildert, wozu Gott ihn berufen habe. Er sagt, er habe gepflanzt und begossen, das Gedeihen aber habe Gott gegeben. Säen, Pflanzen, Begießen! Seht, Mitchristen, unser Geschäft! Säen, wenn's Zeit ist, Begießen, wenn die Zeit es verlangt, dann sich der Erndte getrösten, denn der, der das Gedeihen gibt, der lebt und weiß, was wir bedürfen, und läßt uns das Alles zufallen. O des Thörichten, der müßig steht am Acker, und stets nur

ängstlich sorgt und fragt: Wird es eine gedeihliche Erndte geben? Die Zeit vergeht, und ihm wird nimmer eine zu Theil werden. Nur wer da säet, wird erndten; auf dann, Geliebte, die Zeit der Saat ist da! Laßt uns ans Werk gehn, und während der hoffende Blick gen Himmel sich richtet, fragend und hoffend, während dessen möge die Hand nicht rasten; nur indem wir säen und pflanzen, kann uns die Hoffnung der Erndte nahen, denn nur wer nach Gottes Reich trachtet, nur dem hat der Herr verheißen, daß Alles ihm zufallen werde! Amen. —

IX.

Das Gleichniß vom ungerechten Haushalter.

Gnade sey mit Euch! Amen.

Text, Ev. Luc. 16, 1—9.

Er sprach aber auch zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Haushalter; der ward vor ihm berüchtigt, als hätte er ihm seine Güter umgebracht. Und er forderte ihn, und sprach zu ihm: Wie höre ich das von dir? Thue Rechnung von deinem Haushalten; denn du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein. Der Haushalter sprach bei sich selbst: Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir; graben mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln. Ich weiß wohl, was ich thun will, wenn ich nun von dem Amt gesetzt werde, daß sie mich in ihre Häuser nehmen. Und er rief zu sich alle Schuldner seines Herrn, und sprach zu dem ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Er sprach: hundert Tonnen Oel. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief, setze dich und schreibe flugs funfzig. Darnach sprach er zu dem andern: du aber, wie viel bist du schuldig? Er sprach: hundert Malter Waizen. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief und schreib achtzig. Und der Herr lobte den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hatte. — Denn die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht. Und ich sage euch auch: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten. —

Wir haben bereits öfter, meine christlichen Freunde, zum Gegenstand unserer gemeinsamen Betrachtung solche Stellen der heiligen

Schrift ausgewählt, in welchen der eigentliche Sinn, und die Hauptsache, auf die es ankommt, sich etwas verbirgt, und nicht auf den ersten Anblick klar wird. Ja auch solche haben wir manchmal geflissentlich hervorgehoben, in welchen auf den ersten Anschein gerade das Gegentheil von dem gesagt zu seyn scheint, was eigentlich die Bedeutung dieser Stelle ist, und die eben darum zunächst eine gefährliche, unlautre Lehre zu enthalten schienen. Im ersten Falle war der Zweck, uns das Verständniß der heiligen Schrift immer mehr zu eröffnen, im zweiten, Zweifel zu beseitigen, welche dem Vertraun entgegenstehn, das wir in dies Buch der Bücher zu setzen haben. Denn natürlicher Weise wird dieses Vertraun sehr erschüttert, wenn Etwas scheint gelehrt zu werden, was gar nicht zusammenstimmt mit dem, was sonst christliche Lehre; und so ist denn wirklich oft das Mißtraun, das man in eine Stelle setzt, der Grund geworden, warum man der ganzen heiligen Schrift das Vertraun nicht schenkte, das sie verdient. Kommt nun noch dazu, daß in einer solchen, schwierigen aber unverstandenen, Stelle eine Lehre von großer Wichtigkeit enthalten, und andrerseits der Irrthum sehr gefährlich ist, der durch ihr Mißverstehn hervorgebracht werden kann, so ist offenbar das Bedürfniß doppelt groß, eine solche Stelle der heiligen Schrift einer aufmerksamen Betrachtung zu unterwerfen. Alles dies trifft nun bei unserm heutigen Evangelio zusammen. Dasselbe enthält eine Erzählung, die vielleicht mißverstanden worden ist, und die, wenn sie nicht richtig verstanden wird, offenbar einer gefährlichen, ja ruchlosen Gesinnung Vorschub thun kann; auf der andern Seite ist diese Erzählung eine solche, die, richtig verstanden, die Quelle mannigfachen Segens werden kann, weil sie Lehren enthält, welche Jedem wissenswerth sind, und kaum in einer andern Stelle der heiligen Schrift mit solcher Ausführlichkeit enthalten seyn möchten. Daß nun dies Alles hier Statt findet, ist wahrscheinlich der Grund, warum gerade diese Stelle zu einem feststehenden Sonntags-Evangelium ausgesucht worden ist. Blos ihrer Schwierigkeit wegen hätte die Kirche schwerlich die Veranstaltung getroffen, daß diese Stelle jährlich verlesen und betrachtet werde bei der Feier dieses Sonntages, aber hinter der Schwierigkeit liegt ein reicher

Schatz der Erbauung, und das war entscheidend. Und wer weiß, ob nicht frühe schon, Mancher an dieser Stelle Anstoß nahm, und ob nicht darin mit ein Grund lag, sie so hervorzuheben, damit Jeder oft zur aufmerksamen Betrachtung derselben sich aufgefordert fühle? Fast können wir es vermuthen, wenn wir sehn, daß noch itzt an diesem Evangelio Anstoß genommen wird. In der That so ist es. Man hat zur Erklärung desselben die verschiedensten Auslegungen versucht, aber bei allem dem will diese Stelle auf Viele durchaus nicht den befriedigenden und beruhigenden Eindruck machen, welchen alle andern Stellen der heiligen Schrift dadurch hervorzubringen pflegen, daß aus ihnen die halb lautre Wahrheit sogleich entgegenstrahlt. Auch unter uns mögen vielleicht Einige seyn, die mitunter ein Wort aussprechen, das ich schon manchmal vernommen habe: daß sie mit diesem Gleichniß nicht recht ins Reine kommen könnten, daß dieselbe sie mit Unruhe und Unbehagen erfülle, daß, wo sie ihnen erklärt und ausgelegt werde, sie zwar gegen die Erklärung Nichts einwenden könnten, daß aber ihr Herz nicht recht dabei sey, und immer ein Bedenken, das sie selbst nicht aussprechen könnten, in ihnen zurückbleibe, kurz, daß es ihnen am Ende lieber wäre, dies Gleichniß stände gar nicht in der heiligen Schrift. — Schon dies, daß eine Stelle der heiligen Schrift, über welche wir bisher lieber hinweggingen, uns lieb und werth wird, würde der Mühe werth seyn, sie aufmerksam zu betrachten. Noch mehr aber muß die Wichtigkeit der Lehre, die in dieser Stelle enthalten ist, uns dazu auffordern. Laßt uns nun diese Lehre auffinden, indem wir

die Schwierigkeiten dieses Gleichnisses

zu beseitigen suchen. Da es aber zweierlei ist, was besonders Anstoß zu geben pflegt, erstlich die Erzählung selbst, dann aber die Anwendung, die der Herr davon macht, so laßt uns Beides nach einander ins Auge fassen.

Und du, o Gott, heilige uns in deiner Wahrheit. Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

I. Die erste Schwierigkeit, die Manche beim Lesen und Anhören dieses Gleichnisses zu finden pflegen, betrifft die Erzählung selbst, und die einzelnen Umstände derselben. Ein reicher Mann hat einen Haushalter. Als er ihn zur Rechenschaft fordert, weiß der, seiner Untreue bewußt, sich nicht anders zu helfen, als daß er den Herrn abermals betrügt, Schuldverschreibungen und Rechnungsbücher verfälscht, um die Schuldner sich zu Freunden zu machen, und nicht zu darben. Und der reiche Mann, der diesen Betrug erfährt, lobt den Haushalter seiner Klugheit wegen. — Das fühlt nun wohl ein Jeder sogleich, daß es eben nichts Rühmenswerthes ist, was der Haushalter begeht, und daß ein solcher Betrug eben kein Lob verdient. Wenn nun aber hier steht, daß sein Herr, der doch noch dazu der Betrogene ist, ihn lobt, so haben Viele, um das Fremdartige und Unheimliche in dieser Erzählung zu vernichten, sich die Sache so zu erklären gesucht: Der reiche Mann lobe bei dem Haushalter nur die Klugheit, nicht die Unredlichkeit, den Scharfsinn, die Geistesgegenwart, diese Geschicklichkeit, aus den aller unglücklichsten Verhältnissen sich glücklich herauszuwinden, das sey es, was der reiche Mann lobe, und allerdings sey doch auch Klugheit Etwas, was sehr zu schätzen sey, und wie jener reiche Mann nur die Klugheit lehre, aber nicht die Unrechtlichkeit, so sey der Sinn dieses Gleichnisses, daß wir „klug seyn sollen wie die Schlangen," damit sey aber nicht ausgeschlossen die andere Hälfte dieses Wortes, nämlich: „ohne Falsch wie die Tauben." — Es bleibt aber bei einer solchen Erklärung nicht mit Unrecht der Zweifel übrig, warum denn der Herr gerade ein solches Beispiel gewählt habe, wo Klugheit und Unredlichkeit so eng verbunden sind, daß die ganze Klugheit fast nur im Betruge besteht. Denn setzen wir den Fall, der Haushalter hätte ohne einen solchen Betrug sich geholfen, hätte etwa, ehe er die Rechnung ablegte, irgend ein Unternehmen gewagt, wobei er durch schlaue Benutzung von Umständen so viel gewonnen hätte, daß er das Entwandte ersetzen konnte, und hätte es gethan, so hätte diese ganze Erzählung ihr eigenthümliches Gepräge verloren, sie hätte gar nicht die Bedeutung, welche sie itzt hat. Warum nicht? Weil das Wesentliche in dieser Erzählung nicht die Klugheit

überhaupt, sondern diese Art von Klugheit, die unredliche Klugheit ist. — Ja, sagt man aber vielleicht, wenn es so ist, wie kann man denn diese Erzählung verstehn, wenn nicht die Klugheit, abgesehn von der Unredlichkeit gelobt wird, wie steht es dann? So etwas Verbrecherisches, wie einen offenbaren Betrug, wird doch wohl der reiche Mann nicht loben? Aber, Mitchristen, warum nicht? Was wissen wir denn von jenem reichen Mann, daß wir so bestimmt sagen wollen, er werde keine Ungerechtigkeit loben, wo haben wir denn die Beweise, daß ihm Redlichkeit so sehr viel galt, kann er nicht vielleicht gerade ein solcher seyn, der an der Ungerechtigkeit sein Wohlgefallen hat? — Laßt uns einmal bedenken, was Manchen verhindert, dies zu bejahen. Man hat, durch Gleichnisse ähnlicher Art verleitet, sich gewöhnt, wenn von diesem Gleichniß die Rede ist, vorauszusetzen, unter dem reichen Mann werde Gott verstanden, und allerdings, wenn man diese Meinung hat, da ist's kein Wunder, wenn man sich Mühe gab, das Lob, welches er dem Haushalter gab, wenn auch auf eine gezwungene Weise, mit Recht und Redlichkeit in Uebereinstimmung zu bringen, nur damit diese Erzählung nicht auf Gottes unwürdige Folgerungen führe. Aber wo steht denn das geschrieben, daß unter dem reichen Mann Gott zu verstehen sey. Der Anfang der meisten Gleichnisse, in welchen Gott mit einem Menschen verglichen wird, die Worte: „Das Himmelreich ist gleich" u. s. w. kommen hier nicht vor. Dazu kommt, daß wo sonst in Gleichnissen die Reichen vorkommen, sie gewöhnlich nicht als Vorbilder, sondern, eben der Gefahren wegen, mit welchen großer Besitz manche Seele bedroht, eher als Warnung dargestellt werden. Endlich aber giebt es ja unzählige Gleichnisse, in welchen Menschen uns beschrieben, und ihre Gesinnungen und Thaten uns geschildert werden, durchaus nicht, um für uns Muster der Nacheiferung zu werden, und zu diesen gehört auch dieses Gleichniß. Wenn z. B. erzählt wird, daß der Priester und Levit dem, der unter die Räuber fiel, kalt vorübergehen, wem fällt es ein, zu sagen, sie seyen als Muster uns vorgestellt? Oder, wenn jener Pharisäer stolz an seine Brust schlägt, wer meint, daß Christus solche Gesinnung anpreisen wolle? Warum denn

hier eine solche Meinung? Wie kein Grund ist, in dem Haushalter ein Muster zu suchen, so auch keiner, in dem reichen Mann eins zu erkennen. Wenn Jemand gar nicht wüßte, daß dies ein Gleichniß Christi sey, oder, wenn er auch dies wüßte, es wäre ihm aber unbekannt, daß in vielen andern Gleichnissen Gott mit einem Herrn, und die Menschen mit Knechten und Untergebenen verglichen werden, — was würde wohl, wenn man ihn um seine Meinung fragte, was er von den Personen halte, von denen hier die Rede sey, was würde wohl da sein Urtheil seyn? Wahrscheinlich würde er den Haushalter einen unredlichen Mann nennen, und wenn man nun weiter fragte, was wohl der reiche Mann für einer sey, ich denke, er würde ihm kein beßres Lob geben wollen, denn wer eine solche Handlung loben kann, von dessen Redlichkeit können wir uns eben nicht eine gar zu große Vorstellung machen.

Nun kommen aber noch alle übrigen Umstände dieser Erzählung dazu, welche darauf hinweisen, daß jener reiche Mann nichts weniger war, als ein Muster von Gerechtigkeit. Ein Gerücht hatte ihm gesagt, worum er sich in seiner Nachläßigkeit nicht gekümmert hatte, und statt, daß er nun die Sache erst untersucht, und dann beschließt, was zu thun, statt dessen fängt er die Untersuchung damit an, daß er dem Beklagten ankündigt, er könne hinfort nicht Haushalter seyn. Mit ungerechter Willkühr verfährt er gegen ihn, mit derselben Willkühr, ohne Achtung für Recht und Billigkeit lobt er nachher den Haushalter, — warum? weil seine Klugheit und Feinheit ihm gefällt. Ein wahres Bild eines Selbstsüchtigen, weltlich gesinnten Menschen sehn wir in ihm. Gleich bereit, auch ungerecht den Untergebenen zu bestrafen (denn ungerecht ist jede Strafe ehe die Schuld erwiesen) — und wenn er nun sieht, wie der sich durch eine Schändlichkeit hilft, dann mit einem Lächeln gesprochen: er ist doch so gerieben und fein, ich muß ihm dieses Betruges wegen vergeben, ich kann ihm nicht böse seyn. So ist gar manche sogenannte Freundschaft in dieser Welt geschlossen, daß Feinheit und arglistige Schlauheit, die Einer gegen den Andern anwandte, endlich das Band

des Vertrauens wurde, und daß der Betrogene sich freute der Klugheit des Betriegers und ihm die Hand reichte und sein Freund ward. — Und daß es nicht nur Vermuthungen sind, wenn wir jenen reichen Mann zu solchen Weltkindern zählen, sehn wir aus den Worten, welche der Herr an diese Erzählung knüpft, daß die Kinder der Welt klüger sind als die Kinder des Lichts. Kinder der Welt nennt er sie beide. Sehet, das ist der Sinn seiner Worte, sehet, so treiben es die Kinder dieser Welt, so ist ihnen nichts heilig, so hintergehn und betrügen sie einander, und diese ihre Schlauheit, die macht sie sich wieder zu Freunden. Und so, meine Freunde, müssen wir, wenn man darüber klagt, daß diese Erzählung schwer verständlich ist, sagen: Nur dann ist sie es, wenn man mit der vorgefaßten Meinung zu ihr tritt, daß, was der reiche Mann thue, Sinnbild sey der göttlichen Handlungsweise, oder wenigstens einer Sinnesweise, nach der wir trachten müssen, hat man aber eine solche Voraussetzung nicht, und sieht die Erzählung unbefangen an, so sieht man in ihr eine treffende und wahre Schilderung, wie die Kinder dieser Welt es treiben, und was ihre vielgepriesene Klugheit ist. —

Wie wahr aber diese Schilderung ist, sehen wir am allermeisten, wenn wir sie vergleichen mit dem weltlichen Sinn, welcher noch heut zu Tage eben so herrschend ist, und eben so sich äußert, wie zu der Zeit, in welcher der Herr jenes Gleichniß erzählte. Diese noch itzt herrschende weltkluge Gesinnung ist auch der Grund, warum jene Schilderung noch für uns segensreich ist. Wüßten wir von solchem Sinne nichts, so wäre es uns fast gleichgültig, ob er damals herrschend war, ob nicht. Itzt aber ist jenes Gleichniß ein schreckender Spiegel unserer eignen Sünde, ein warnendes Beispiel, das uns aus unserer Sicherheit aufschrecken soll. Denn nicht nur um uns in dem Leben und Treiben Anderer, nein, in uns selbst entdecken wir ja immer und immer wieder denselben Sinn, der in jener Erzählung uns geschildert wird, ertappen uns täglich darauf, wie wir um zeitlichen Vortheils willen die Wege der Redlichkeit verlassen, der Wahrheit untreu werden, bei Allem, was wir unternehmen, nicht fragen:

was ist Recht und was meine Pflicht, sondern jenem Haushalter gleich, nur dem Graben und Betteln entgehn wollen. Wer kann sich frei sprechen und sagen: Ich habe nie aus einer solchen irdischen Rücksicht geschwiegen, wo ich sprechen sollte, nie geschmeichelt, wo zu tadeln mir oblag, stets alle krummen Wege gemieden, und nur gethan, was die Redlichkeit erlaubte? Wie oft haben wir nicht, um ein Ungemach, oder auch nur eine peinliche Verlegenheit uns zu ersparen, Falschheit geübt, und nichts andres im Auge gehabt als das vorgesetzte Ziel, und waren froh, wenn wir es auch mit beflecktem Gewissen erreichten? — Andrerseits ist uns auch die Gesinnung nicht fremd, die durch nichts so sehr gewonnen wird, und Nichts so bewundert, als die arglistige Klugheit. Wir haben auch gar oft gelobt, daß er klüglich gethan hat, und haben lieb gewonnen, weil er so listig und fein ist, statt daß wir bedauerten, daß über die Klugheit die Lauterkeit des Herzens verloren sey. Diese Bewunderung auch der unredlichsten Klugheit, sie hat ja alle Verhältnisse durchzogen. Was ist es denn, was im geselligen Umgange am meisten geschätzt wird? Ist es die Lauterkeit und Unbescholtenheit? Ach, könnten wir ja sagen, so aber ist es die abgeschliffene Feinheit, der Alles verziehn wird, wir wissen es, wie wenig hinter der schönen Maske sich findet; wir gestehen es von Manchem ein: ja Redlichkeit fehle ihm, wir wissen es gar wohl, wo er seine Pflicht übertrat, es ist uns nicht unbekannt, daß er gegen seine Ueberzeugung spricht, wir können es wohl gar nicht läugnen, daß er jenem Haushalter gleich mit unrechtlichen Mitteln sich bereicherte und Andere um das Ihrige brachte, — aber er that dies Alles mit der gehörigen Klugheit, er wußte so geschickt dies zweideutige Gut, das man äußere Ehre nennt, zu bewahren, daß wir ihm dies Alles zu Gute halten, ja wohl gar natürlich finden, und als eine große Klugheit rühmen. Mitchristen, die unselige weltliche Klugheit hält uns Alle nur zu sehr gefangen, und es wird uns eben deshalb schwer, sie in ihrer schrecklichen Gestalt zu sehn, es wird uns ja gewöhnlich leichter, an Andern eine Schwäche zu erkennen, gegen die wir bei uns selbst blind sind, — laßt uns denn auf jenes Gleichniß sehn, das von den beiden Weltkindern er-

zählt, nicht um uns viel besser zu dünken, als sie, sondern, um in ihnen unser Bild zu erkennen. Laßt uns ihre ganze Verworfenheit uns recht deutlich machen, und dann, in unser Herz blickend, davor erschrecken, daß wir ihnen so gleich sind, und dann Gott drum bitten, daß er uns von solcher Klugheit befreie, und uns die wahre Herzenseinfalt gebe, dann haben wir die Warnung redlich benutzt, die in diesem Gleichnisse uns gegeben ist. —

II. Wenn wir aber diese Erzählung so ansehn, meine christlichen Freunde, so scheint es, als wenn etwas sehr Wesentliches ganz außer Acht gelassen wäre, was dagegen zu sprechen scheint, nämlich die Anwendung, die der Heiland selbst von diesem Gleichniß macht. Zugegeben nämlich, daß, weil es hier nicht ausdrücklich steht, der reiche Mann in diesem Gleichniß nicht als Vorbild und Muster anzusehen sey, so scheinen die Worte, mit welchen der Herr die Anwendung macht, darauf hinzudeuten, daß der Haushalter uns ein Muster seyn solle. Er sagt allerdings nicht, daß man, wie jener reiche Mann, die Ungerechtigkeit loben solle, aber fast scheint es, als lehre er, daß man sie, dem Haushalter gleich, begehen solle. An jene Erzählung nämlich knüpft der Herr die bedenklichen Worte: Und ich sage euch auch, schaffet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon. Da scheint es doch, zumal, wenn diese Worte auf ein solches Gleichniß folgen, als sey es uns zur Nachahmung gegeben, und als solle man sich nach dem Betragen des Haushalters richten, denn der machte sich ja wirklich Freunde mit dem ungerecht erworbenen Gute. Soll man nun wirklich, wie er, Andere um das Ihrige bringen, und mit dem ungerecht Erworbenen Wohlthaten erweisen, um die, welchen man sie erwies, zur Dankbarkeit zu verpflichten? Daß dies unmöglich der Sinn dieser Worte seyn kann, sieht man schon aus den Worten, welche uns zeigen, was für Freunde es seyn sollen, die wir uns schaffen sollen. Die Freunde nämlich, die in die ewigen Hütten aufnehmen können, sind doch nur Gott, und der zu ihm führt, Christus. Von Wohlthaten, die wir ihnen erweisen, kann da also nicht die Rede seyn, und: sie sich zu Freunden

machen, nur dieselbe Bedeutung haben wie sonst: Gott dienen; der ungerechte Mammon soll so angewandt werden, daß seine Anwendung ein Gottesdienst, d. h. daß mit seiner Anwendung Gottes Wille ausgeführt wird. Ist es nun Gott, als dessen Freund zu wirken, Christus vorgeschrieben hat, so folgt ja von selbst, daß nicht Unredlichkeit geboten ist, mit der wir ja Gott nicht dienen, nicht seine Freunde seyn würden. Wenn wir dies aber auch bedenken, so bleiben immer zwei Dinge in der Anwendung, welche Christus von diesem Gleichniß macht, übrig, die eine Undeutlichkeit, und vielleicht Mißtrauen gegen die ganze Stelle hervorbringen können. Das sind erstlich die Worte, womit der Herr die Anwendung, welche er giebt, beginnt: „und ich sage euch auch," zweitens aber, daß er vom ungerechten Mammon spricht.

Was nun die Worte betrifft, „und ich sage euch auch," so sind sie gar nicht in dem Sinn zu verstehn, als wollte der Herr gleiche Lehre geben mit der Gesinnung, von der er eben gesprochen, als von der Klugheit der Kinder dieser Welt. Sondern wie öfter in der heiligen Schrift das Wort und gebraucht wird, wo in der gewöhnlichen Rede wir: „aber" sprechen, oder „hingegen," — so auch hier. „Ich aber sage euch," — spricht der Herr, oder auch: „Ich sage euch auch, wie jene, schaffet euch Freunde, aber nicht, wie jener Haushalter, die Freunde, die euch höchstens ein Obdach geben, sondern die, welche euch ins Himmelreich aufnehmen. Lernt von ihm den Mammon anwenden und hingeben, um ein Ziel zu erreichen, von mir aber, welches das höchste Ziel ist, wenn er nach einem bequemen Auskommen, so trachtet ihr nach den ewigen Hütten." Schwieriger einzusehn scheint es aber, daß der Herr in der Anwendung nur vom ungerechten Mammon, von unrechtlich erworbenem Gute spricht. Aber dies verliert alles Befremdende, wenn wir bedenken, in welcher Umgebung und zu wem Christus diese Worte sprach. Zöllnern und Pharisäern sagt er diese Worte, von denen jene nichts besaßen, was sie nicht durch Betrug erworben hatten, und diese durch unrechtliche Satzungen und Einrichtungen bereichert waren.

Das Gut, das sie besaßen, war in der That unrechtlich erworben, ein ungerechter Mammon. Gleich jenem Haushalter hatten die, welchen dies Gleichniß erzählt ward, durch Unterschleif, weltkluge Schlauheit, Betrügereien jeder Art, sich ihren Reichthum erworben. Nun erzählt ihnen der Herr das Gleichniß, in welchem sie ganz ihr Leben und Treiben erkennen mußten, hier sehn sie wie in einem Spiegel ihr Thun. Ja, mußten sie bei sich sprechen, solche sind wir auch, wir machen es nicht anders, wir betrügen wie jener, wir überschätzen gleichfalls die Klugheit, und ob Einer ehrlich ist, kümmert uns nicht, den Schlauen, wenn auch Unredlichen, loben wir und schätzen wir hoch." — Jenes Gleichniß sprach zu ihnen von selbst deutlich und klar und bedurfte nicht der Anwendung auf sie, die jeder selbst machte. Aber nun, nachdem sie das eingesehn hatten, daß sie so seyen, da entstand die wichtigere Frage: Was sollen wir itzt thun? — und darauf, was sie itzt, da sie von ungerechtem Mammon belastet waren, zu thun hätten, und wie selbst der ungerecht erworbene Mammon ihnen ein Mittel zum Heil werden könne, darauf weist der Herr in seiner Anwendung hin. „Auch euer Besitz ist ein ungerechter Mammon, den ihr eben wie jener durch Betrug erworben habt, wendet itzt, was ihr ungerecht erworben habt, so an, wie es denen ziemt, die Gottes Freunde werden und seyn wollen. Durch Betrug und weltliche Schlauheit habt ihr euch bereichert, möge der Reichthum, an welchem so viel Unrecht haftet, angewandt werden, wie Gottes Knechte den Reichthum anwenden müssen, so daß seine Verwendung zu Gottes Ehre gereiche." — Und wie jene Zöllner den unrechtlich erworbenen Mammon anzuwenden hätten, damit seine Verwendung zu Gottes Ehre gereiche, das mußte ihnen ja vor Allem nahe liegen. So nämlich, daß, was sie Andern widerrechtlich entwendet hatten, diesen wiedererstattet wurde. Das Wiedererstatten des Geraubten, oder wo das nicht möglich war, Wohlthaten an Bedürftige, das war der einzige Beweis, den sie ablegen konnten, daß sie wirklich dem dienen wollten, der in die ewigen Hütten aufnimmt. Sie sollten den ungerechten Mammon gut anwenden, eine beßre

Anwendung gab es nicht, als Unrecht wieder gut machen und Glück um sich verbreiten.

Daß aber dieser Rath nicht für uns alle Bedeutung verloren habe, daß auch bei uns noch immer wieder die Frage, wenn auch nicht entsteht, doch entstehen müßte: Was soll ich thun mit meinem ungerechten Mammon, das müssen wir ja leider Alle, wenn wir aufrichtig seyn wollen, beschämt bekennen. Wo gibt es denn nicht solche, welche Reichthümer sich aufhäuften auf Kosten ihres Gewissens, sie fehlen ja leider nirgends, an deren Gütern die Thränen der Wittwen und Waisen haften, häufiger, als man denkt, sind sie, deren Reichthum nichts ist, als ein schlauer, klug verborgener Raub. Wer zählt die Fälle, wo die Vorgesetzten sich bereichern durch Erpressungen von ihren Untergebnen, wo sie Gewalt üben statt Recht und vom erpreßten Schweiß und widerrechtlich erzwungner Arbeit derer schwelgen, die Gott unter ihre Hand that, wer zählt die Ungerechtigkeiten, in denen die Unschuld unterdrückt ward, damit der Richter schlemmen könne und prassen, wer kann die Thränen ermessen, die hartherziger Wuchersinn erpreßte, wer alle die Betrügereien erzählen, die täglich im Handel und Wandel geschehn, wo Keiner es scheut, mit Arglist den Sieg davon zu tragen über Ehrlichkeit und Einfalt? — Seht, Mitchristen, wo wir nur hinsehn, glänzt uns ungerechter Mammon entgegen. Und an Alle, die ihn besitzen, ergeht des Herrn Gebot, daß sie Gott damit dienen sollen, daß sie, wo es angeht, die Beraubten entschädigen, wo sie dies nicht vermögen, hülfreich den Nothleidenden unterstützen, und ihre Güter verwenden zum gemeinsamen Besten. Und sage doch nur ja Niemand, für ihn habe dieses Gebot keinen Sinn, denn er besitze solchen Mammon nicht, und seine Hände seyen rein vom Betruge. Es mag seyn, du hast Wittwen und Waisen nicht bedrückt, oder nicht durch Betrug und Wucher dich bereichert, — aber ist es nicht ein unrechtlicher Gewinn, wenn du, deiner Geistesskraft vertrauend, einen Andern listig beschwatzest, zu thun, was dir Vortheil bringt, oder ist es nicht ein ungerechter Mammon, den du

besitzest, wenn du die Vortheile dir aneignest, die dein Beruf oder Amt dir gibt, und seine Pflichten vernachlässigst, — freust du dich nicht eines ungerechten Gutes, wenn du auf krummen Wegen ein Amt verlangtest? — Ist es nicht ein ungerecht erworbnes Gut, wenn du durch Verstellung und Schmeichelei Liebe und Einfluß bei deinen Nebenmenschen gewannest? — Mitchristen, immer geringer wird, wenn wir uns nur ernstlich prüfen, die Masse des Besitzes, den wir einen rechtlich erworbenen nennen können, mehr oder minder wird ein Jeder von Allem, was er gewann, sagen müssen, daß Ungerechtigkeit dran haftet. Eben deswegen soll aber auch Jeder willkommen heißen das Wort des Herrn, welches lehrt, wie der Mensch sich zu benehmen habe bei seinem ungerechten Besitze. Was wir besitzen, zu Gottes Ehre benutzen, das ist der Rath, den er gibt; sey es nun Geld und Gut, sey es Gewalt, sey es Ansehn, sey es Einfluß, — stets nur das im Auge haben, was das Reich Gottes fördert, stets nur tragen, was ihm wohlgefällig ist, das ist der Weg, einem Worte nachzukommen, welches sich unmittelbar an unsern heutigen Text anschließt, und eigentlich zu ihm gehört, daß wir treu seyn sollen im Größten wie im Geringsten. —

Wenn nun aber so unser heutiges Evangelium in dem Gleichniß uns warnt vor der Sinnesart, die nur den zeitlichen Vortheil schätzt und die weltliche Klugheit, mit dieser Warnung zugleich aber uns beschämend an unsere Sündhaftigkeit erinnert, — wenn es hinwiederum in der Anwendung des Gleichnisses zeigt, was wir zu thun haben, wenn wir in solcher weltlichen Klugheit der Sünde anheimgefallen sind, und Unredlichkeit uns zu Schulden kommen ließen, und uns ermahnt, so lange es Zeit ist, die Freundschaft Gottes zu suchen und zu seiner Ehre das unrecht erworbene Gut zu verwenden, — wer wollte da wohl noch sagen, daß dies Evangelium ihm minder werth sey, als Andern, wer gar behaupten, es habe keine Bedeutung für uns, und sey nicht fähig, uns im Heil zu för-

dern? — Fern sey das von uns. Schöpfe Jeder von uns aus ihm den Entschluß, lauter und rein vor Gott zu wandeln, und wo er Gottes Wege verließ, sein Unrecht gut zu machen, so wird ihm lieb und willkommen seyn das Evangelium, das ihm Veranlassung ward zu sehn, sowohl wo er steht, als wohin er zu streben habe. Amen.



X.

Ueber Unschuld und Heiligung.

Predigt am allgemeinen Buß- und Bettage zum Schlusse des Kirchenjahres.

Wiederum, meine christlichen Freunde, ist ein Kirchenjahr beschlossen, und wir sehn dem Beginn eines neuen entgegen, wiederum haben wir einen Abschnitt in unserm kirchlichen Leben erreicht, und der Blick wendet sich zurück auf die Bahn hinter uns und mißt sie und sieht, um wie viel wir weiter gekommen sind, dem Wandrer gleich, der sich von Zeit zu Zeit umsieht, um gewahr zu werden, ob er sich auch wirklich entfernt hat vom Ort seines Ausgangs, oder ob ein trügerischer Weg ihn verlockte, so daß er ihm noch immer nahe steht. Wie aber bei einem jeden Zurückschauen auf eine vollbrachte Zeit das Herz mehr oder minder unruhig wird, weil so viel des Guten versäumt und so viel Böses verübt wurde, so wird sich unser diese Unruhe am meisten dann bemächtigen, wenn wir bedenken, wie wir als Glieder der Kirche, als Christen gelebt haben. Alle andern Verhältnisse nehmen blos einen Theil des Menschen in Anspruch, und daher wird es manche Verhältnisse geben, in welchen wir uns leicht beruhigen, wenn wir nur nicht gerade zu uns gröblich vergingen, hier sind die Anforderungen nicht so hoch. Anders aber ist es da, wo der Mensch sein Thun mit dem vergleicht, was ihm als Glied der Kirche, als Glied an Christi Leibe zu thun obliegt, da handelt es sich nicht nur um einzelne Thaten, da fragt sich's, ob er ganz und gar, ob der in-

nerste Kern seines Wesens weiter gekommen und mit dem Herrn inniger verschmolzen ist? Und wenn bei diesem strengeren Maaßstab kein Werk als fehlerfrei erscheint, und Niemand als fleckenlos, so müssen wir es als eine schöne und fromme Sitte ansehn, daß bei uns der letzte Tag im Kirchenjahr, an welchem wir uns zum gemeinsamen Gottesdienst versammeln, als allgemeiner Buß- und Bettag bezeichnet ist. Wie die Gemeinde des Herrn überhaupt die engste und innigste Verbindung ist, so will sie auch den Tag der Reue und Buße gemeinsam feiern, gleichsam nur ein Wesen, das am Jahresschluß sich Rechnung ablegt über sein Thun; und so ist diese Feier nicht anzusehn als eine willkührliche menschliche Einrichtung, sondern als ein nothwendiges Erzeugniß des Lebens der Kirche. Zur Buße fordert der heutige Tag uns auf, mögen wir doch nicht nur gezwungen seinem Rufe folgen, sondern mit willigem Herzen, möge uns hier nicht nur die herrschende Sitte versammelt haben, sondern der Drang des eignen Herzens, auf daß wir an uns selbst erfahren die Wahrheit des Wortes, daß die Buße eine Reue ist, die Niemand gereut, und des Segens theilhaft werden, der aus dieser göttlichen Traurigkeit kommt. — Was aber läge an diesem Tage unserer Betrachtung näher, als eben dies, wozu wir uns versammeln, die Buße selbst? Laßt uns darum

den Segen der Buße

näher ins Auge fassen, und unserer Betrachtung unterlegen den

Text, Luc. 15, 7.

Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel seyn über einen Sünder, der Buße thut vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

Da wollen wir denn erstlich den Sinn dieser Worte genau erwägen, und dann die Gründe ihrer Wahrheit betrachten.

Und du, heiliger Gott, heilige uns in deiner Wahrheit! Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

I. Es könnte fast seltsam erscheinen, meine christlichen Freunde, daß bei einem Ausspruch, welcher so einfach ist, daß in ihm gar keine Zweideutigkeit oder Unklarheit Statt finden kann, nach seiner eigentlichen Bedeutung gefragt wird, und ihn erklären scheint das Deutlichste deuten wollen. Allerdings möchte bei diesem Spruche, was die Worte desselben betrifft, kaum ein Mißverständniß zu fürchten seyn darüber, was darin gesagt ist. Dennoch aber wird ein aufmerksames Nachdenken über den Sinn dieser Worte von Nutzen seyn, weil sehr Viele (vielleicht auch unter uns), die sonst nicht künsteln und deuteln an der Schrift, diesen Ausspruch durchaus nicht ganz wörtlich verstanden haben wollen, weil er sonst gar zu sehr gegen gewisse vorgefaßte Lieblingsmeinungen anstößt, gegen Meinungen, deren Richtigkeit so klar, und von Allen anerkannt ist, daß an ihnen zweifeln fast allen Verstand verleugnen, ja vielleicht gar lästern hieße.

Eine solche Meinung, von der Alle, welche sie hegen, zu glauben gewohnt sind, sie könne, ohne der Wahrheit und Sittlichkeit zu nahe zu treten, nicht aufgegeben werden, ist diese: „daß der Zustand des Menschen, in welchem er noch keine Sünde begangen habe, so sehr der vorzüglichste und glücklichste sey, daß wer ihn einmal eingebüßt hat, höchstens einen geringen Ersatz, ein mattes Abbild desselben erreichen, nie aber ein solches Glück und eine solche Ruhe erlangen könne, als er im Stande der Unschuld gehabt habe. Wer die Unschuld seiner Seele verloren habe, der könne sich allerdings bessern, und könne wohl dem frühern Glück wieder näher kommen, es erreichen aber nimmermehr. Mit Sehnsucht denke darum jeder Mensch der verlorenen Unschuld, und eine innige Rührung mische sich eben deswegen in die Freude, mit welcher wir Menschen betrachten, welche ihre Unschuld wenigstens in einem gewissen Grade noch besitzen, z. B. in der Zeit der harmlosen Kindheit. Daraus sey denn auch klar, was der Herr mit diesen Worten gemeint habe, daß im Himmel mehr Freude seyn werde über einen Sünder, der Buße thue, als über die Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Nämlich, es gäbe auf Erden überhaupt keinen Menschen, der frei wäre von der Sünde, und der Buße gar nicht bedürfte. Mit dem

Ausdruck also: „der Gerechte, der der Buße nicht bedarf," habe der Herr keine Andern gemeint, als die, welche, weil sie sich etwa von groben Sünden rein erhalten haben, sich rein dünken, die sich einbilden, Nichts von einer Sünde zu wissen. Zu den Pharisäern seyen diese Worte gesagt, welche, weil sie nicht solche Veruntreuungen und andere groben Verbrechen begangen hatten, als die Zöllner, sich nun vermaßen, rein zu seyn von jeder Sünde. Ueber solche nun habe der Herr hier sein Urtheil gesprochen, und habe ihnen gesagt, daß Gott mehr Wohlgefallen habe an dem Sünder, der seine Sünde erkennt und bereut, als an neun und neunzig Anderen, die vielleicht weniger gesündigt haben, aber nun auch (obgleich sie, wie alle andern Menschen, nicht frei von Sünden sind) in ihrem stolzen Herzen wähnen, sie bedürften keiner Bekehrung, und keiner Buße." — Aber laßt uns, meine Freunde, diese Erklärung unserer Textesworte näher betrachten, so wird sich uns ergeben, daß sie, um den Herrn vor dem Vorwurf zu retten, daß er eine Unrichtigkeit gesagt habe, ihm offenbar eine wissentliche Täuschung mit schön klingenden Worten aufbürdet. Nämlich ein jeder Mensch, der auch noch so sehr sich von Sünden frei erhalten hat, und sich nun einbildet, er sey ganz gerecht, ist doch und bleibt immer ein Sünder, und zwar ein Sünder, der noch nicht bekehrt ist, und noch nicht Buße gethan hat. Hat nun der Herr hier unter den Gerechten solche nur gemeint, die sich vorreden, sie bedürften der Buße nicht, so hat er eigentlich nichts Andres gesagt, als daß über den Sünder, der Buße thut, mehr Freude sey im Himmel, als über den unbekehrten und unbußfertigen Sünder. Aber, Mitchristen, fühlt nicht ein Jeder, welch eine unwürdige Rolle der Herr hier spielen würde, wenn dies seine Meinung wäre? Sieht nicht Jeder, daß er dann mit sonderbar klingenden und hochtönenden Worten Etwas gesagt hätte, was fern davon, eine neue und wichtige Lehre zu seyn, sich ganz von selbst verstände? Hätte der Herr dann aber wirklich diese seine Lehre zweimal mit solchem Nachdruck ausgesprochen, und durch drei Gleichnisse erläutert? Nein, meine Freunde, entweder der Herr hat mit jenen Worten gemeint, was er bestimmt ausspricht, nämlich daß auch

dann, wenn ein Mensch wirklich ganz gerecht wäre, und der Buße nicht bedürfte, daß dennoch über den bekehrten Sünder mehr Freude seyn würde im Himmel, als über neun und neunzig von solchen ganz Reinen und ganz Gerechten, — entweder dies, oder er hat mit vielen Worten nichts gesagt, als was Jeder schon weiß, daß gut besser ist als schlecht, der Bußfertige besser als der Unbußfertige. Ich denke, die Entscheidung kann uns nicht schwer fallen. Er, der nie mit unnützem Prunk seine Rede schmückte, nie des Aufwandes von Worten bedurfte, um geistige Armuth zu bedecken, er kann auch hier nicht unnütz geprunkt haben, sondern der Sinn seiner Worte ist deutlich der: Im Himmel ist mehr Freude über den Sünder, der Buße thut, als über den Unschuldigen und Gerechten.

Mitchristen, das haben denn auch fast Alle gefühlt, daß man mit der eben erwähnten Erklärung unserer Textesworte nicht ausreiche, daß da, was man auf der einen Seite zu gewinnen scheine, auf der andern wieder verloren werde, und so haben denn alle die, welche dennoch diese Worte mit dem, was sie sonst für wahr erkannten, nicht zusammen zu bringen wußten, sich auf andere Weise zu helfen gesucht. Nämlich: „Unter den Gerechten," sagen sie, „sind allerdings ganz reine, sündlose Menschen gemeint, aber man solle nicht zu viel Gewicht darauf legen, daß über den bußfertigen Sünder Freude im Himmel seyn werde vor den Gerechten, oder mehr, als über sie. Dies stehe hier nur deshalb, weil die Gleichnisse der Art sind, wie die, welche diesen Worten vorhergehen. Der Sinn sey nur, daß der Herr den bußfertigen Sünder annehmen, und ihm vergeben werde, mehr müsse man nicht behaupten. Wollte man jedes Wort so genau nehmen, so hieße es aus einem nicht ganz angemessenen Gleichniß zu viel folgern." — Aber, sagt doch Ihr, die Ihr so die Schuld des Mißverstandes auf das Gleichniß schiebet, sagt doch, warum hat denn der Herr ein so unpassendes Gleichniß gewählt, ja warum hat er drei Gleichnisse nach der Reihe erzählt, die alle an dem gleichen Fehler leiden, die ihn alle drei zwingen, — denn darauf kommt es am Ende doch hinaus — nachher eine

Uebertreibung auszusprechen? Die Beispiele, die der Herr sonst wählt, sind doch stets sehr passend, und wenn hier in allen drei Gleichnissen immer darauf besonderes Gewicht gelegt wird, daß das Verloren gewesene (sey es nun ein Schaf, sey es ein Groschen, ja sey es ein Sohn) mehr Freude gewährt, als was nicht verloren war, warum soll hier gerade das das Unpassende und Unwesentliche seyn, was die Hauptähnlichkeit bildet zwischen diesen Gleichnissen? — Nein, Mitchristen, wenn man nicht an dieser einzigen Stelle einen Mangel an Gewandtheit und Lehrweisheit finden will, oder eine Ungelenkigkeit des Ausdrucks, die sich nie bei ihm findet, so muß man es genau nehmen damit, daß mehr Freude über den bußfertigen Sünder seyn wird, als über die Gerechten. — Und wenn in menschlichen Dingen allerdings oft deswegen man sich über das Verlorengewesene mehr freut, weil man weniger achtet, was man immer besaß, und stets das Neue besonders werth hält, so wissen wir, daß so etwas bei der Freude im Himmel nicht Statt findet. Worüber bei Gott und seinen Engeln größere Freude ist, das hat wirklich höhern Werth, und darin sollen auch wir das Höhere erkennen, und das Vollkommnere. Und so werden wir nach dem Erkannten nicht mehr zweifelhaft seyn können über den Sinn des Ausspruchs, den wir betrachten. Er sagt nichts Andres, als daß der Zustand des bekehrten Sünders herrlicher sey als der des Gerechten, denn nur über das Herrlichere kann größere Freude seyn im Himmel.

Es wird Freude seyn im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, spricht der Herr, aber wie wenige sind es, die dies sein Wort hören und bewahren! Wohl uns, wenn wir zu diesen Wenigen gehören. Mitchristen, ein Jahr von unserm gemeinsamen kirchlichen Leben ist wieder hin. Wir haben vielleicht in dieser Zeit Manchen gesehn, den sein Sündenleben reute, der anders wurde als er bisher gewesen, der mit Schmerz seine Sündenlast ansah, und mit Reue auf seine Vergehen zurücksah. Haben wir da uns gefreut über den Verlornen, der da wiederkam, und gedacht der Freude im Himmel? Noch mehr, wir sind hier zum Buß- und Bettage versammelt, wir

sehen das Gotteshaus mehr besucht als an andern Tagen, wir erblicken vielleicht Manchen, den wir nicht für ein würdiges Glied der Gemeinde halten, — ist uns heute wenigstens nahe der Gedanke, daß wenn ihn wirklich seine bußfertige Gesinnung hieher brachte, Freude im Himmel ist über ihn? Wie, oder haben wir vielleicht in unserm Herzen mit Hohn auf ihn geblickt, und auf sein Thun als auf ein thörichtes und über sein Vornehmen als ein vergebliches gelächelt? — Ach wer zählt die höhnischen Blicke, die auf jeden Büßenden sich richten, wer die boshaften Bemerkungen, mit welchen wir den verspotten, der vielleicht grau ward in seinen Sünden, und dem nun späte Reue kommt. Wir werden uns Alle nicht frei sprechen können. Wir haben gewiß oft dessen gespottet, der nach einem verirrten Leben, wie die Welt es nennt, „heilig" werden will, wir haben immer und immer wieder, wo Einer sich bekehrt, seiner frühern Sünden gedacht, und statt ihm zu helfen, erschwerten wir durch Spott ihm die Rückkehr. Mitchristen, wir beten täglich, daß Gottes Willen wie im Himmel, so auch auf Erden geschehe, und wie spottet unser Thun unseres Gebets, denn während die Engel im Himmel sich des Rückkehrenden freun, während dessen weisen wir ihn durch unser Mißtrauen und unsern Spott zurück, und sprechen, mag auch im Himmel ihm längst vergeben seyn, doch noch über ihn das Verdammungsurtheil. Möge der Tag der Buße uns erinnern an den Segen der Buße, so daß wir ihn suchen, und wo ein Andrer ihn fand, uns seines Glückes freuen. Möge das Wort des Herrn, das wir vernahmen, uns dahin bringen, daß wir schon auf Erden auch gehören zu der Schaar, die sich freut des reuigen Sünders.

II. Soll, wie wir es doch Alle wünschen, und von Gott erbitten, sein Wille wie im Himmel, so auch bei uns und durch uns geschehn, so ist das nur dadurch möglich, daß wir, eben wie die Engel im Himmel, uns willig seinem Dienste weihn. Und wenn sie nun sich freun des reuigen Sünders, so sollen wir es auch. Das aber werden wir nur dann können, wenn wir uns auch deutlich machen, warum denn der Zustand nach der Buße, der Zustand, den

wir mit dem Worte Heiligung bezeichnen, herrlicher und vollkommner ist als die Unschuld. Solch eine Frage sich vorzulegen, ist kein Unrecht. Schon daß Gott uns Vernunft und Nachdenken gegeben hat, mahnt uns dazu, für Alles so viel als möglich Gründe aufzusuchen. Noch mehr aber mahnt uns dazu die häufige Erfahrung, daß Menschen, welche sonst der heiligen Schrift aufs Wort glaubten, es aber versäumt hatten, sich Rechenschaft zu geben über ihren Glauben, nun durch allerlei Zweifel, die Andere oder ihr eigner Verstand ihrem Glauben entgegensetzte, wankend und irre gemacht wurden. Dagegen hilft nun nur das Eine, daß wir genau die Gründe angeben für die Wahrheit der christlichen Lehre. Haben wir erst dies beides erkannt, erstlich daß Etwas die Lehre des Herrn ist, dann aber warum es wahr ist, was er lehrt, und wie es mit allem Andern, was wir erkennen, zusammenstimmt, so sind wir gegen einen mächtigen Feind des Glaubens, gegen die Zweifel des Verstandes gesichert. Und bei diesem Spruch, den wir heute betrachten, ist eine Frage nach dem Warum? doppelt segensreich, weil die Erkenntniß, warum die Bekehrung und Heiligung herrlicher ist, als die Unschuld, zugleich alle die Meinungen und Ansichten widerlegt, aus welchen so gezwungne Erklärungen hervorgehn, wie wir sie betrachtet haben.

Jene Meinung nämlich war, wie gesagt, daß der Unschuldige bei weitem höher stehe, als der gebesserte und bekehrte Sünder. Aber wenn wir sie genau betrachten, werden wir sehn, daß wir dies viel weniger glauben als es uns selbst vorkommt, ja Mancher, der es immer im Allgemeinen behauptet, wird im bestimmten Falle, wo er darüber zu urtheilen hat, ein ganz anderes Urtheil fällen. Das Kindesalter, obgleich nicht frei von aller Sünde, ist doch der Unschuld viel näher, als das spätere reifere Alter, und ein Kind ahndet kaum die Vergehen, die wir uns zu Schulden kommen lassen. Woher aber kommt es, daß wir dennoch uns auf die Tugend eines gereiften Mannes, der vielleicht früher sich viele Verirrungen zu Schulden kommen ließ, später aber davon zurückkam, woher kommt es, daß wir uns auf sie mehr verlassen, als auf die Tugend eines Jün-

geren, der noch nicht in dieser Weise strauchelte? Mitchristen, darum, weil wer von der Verirrung zurückkam, sie hat kennen lernen, weil er erst itzt einen tiefen Blick gethan hat in das Wesen der Sünde, und sich mit Abscheu von ihr abgewandt hat, während der Andere sie nicht kennt, und sich deswegen nicht so vor ihr zu wahren vermag. Wir Alle haben das Bewußtseyn, daß der, welcher die Macht der Sünde noch nicht kennen gelernt hat, eben deswegen sich minder bewacht und eher der Versuchung Preis gibt, als, wer ihre Macht erfahren hat, und, weil er sie kennt, sich vor ihr zu schützen sucht. Was ist aber diese Ueberzeugung Anderes, als daß wir selbst es eingestehn, daß es um den besser steht, der von der Sünde sich bekehrte, als um den, welcher der Bekehrung nicht bedurfte. Und von hieraus werden wir erst recht verstehn, was denn das Rechte und Wahre ist in jener wunderbaren Traurigkeit, mit der wir die unschuldigen Kleinen betrachten in ihrem harmlosen Leben und Treiben. Es ist die Trauer, die wir darüber empfinden, daß dieser Friede so bald aufhören wird, daß diese harmlosen Gemüther früher oder später in den Kampf der Sünde treten werden, wo es noch sehr die Frage ist, ob sie nicht darin zu Grunde gehn werden. Kommt nun noch dazu, daß wir, die wir sie betrachten, mehr oder minder in uns zerrissen und verstört uns finden, so sind uns die Kinder allerdings eine Erinnerung, daß es auch Frieden gibt, und erfüllen uns mit Sehnsucht. Aber das Ziel der Sehnsucht, oder viel mehr sollte seyn, nicht der Friede der Kinder, sondern der höhere Friede nach besiegter Sünde. So fügt denn auch der Herr dort, wo er sagt, daß wir werden sollen wie die Kinder, sogleich hinzu, daß was vom Fleisch geboren ist, Fleisch, was vom Geist geboren, Geist ist, zum deutlichen Beweis, daß nicht eine neue natürliche Kindheit das Ziel unserer Wünsche seyn soll, sondern etwas Höheres. Wir sollen nicht bedauern, daß wir nicht Neugeborne sind, sondern das betrübe uns, daß wir nicht wiedergeboren. Auf die sollen wir schauen, welche das Leben durchgelebt haben, und durch die Verirrungen hindurch gegangen sind, und durch die Gnade wieder rein geworden sind, weiß wie Schnee, da sie doch roth waren, wie Blut, — sie

sind ein beßres Vorbild, als die Kinder. Warum also, meine Freunde, sich sträuben gegen eine Wahrheit, die der Herr ausgesprochen hat; und der wir am Ende selbst in so vielen Lagen des Lebens unsere Beistimmung geben, warum nun noch immer sagen, es sey herrlicher nicht gesündigt zu haben, als durch die Bekehrung von der Sünde befreit zu seyn, da wir doch dessen Stärke mehr vertrau'n, der von ihr befreit wurde, als dem, der sie nicht kennt? —

Aber nicht nur deswegen ist die Heiligung mehr und herrlicher, als die Unschuld, weil der geheiligte Mensch für die Zukunft stärker und siegreicher wird, denn dies allein würde noch kein Grund seyn, die Heiligung im gegenwärtigen Augenblick für etwas Vollkommneres zu halten. Ein andrer und wichtigerer Grund liegt darin, daß dieses Reiner- und Stärkerwerden eine That der göttlichen Gnade ist, gleichsam eine neue Schöpfung, die Schöpfung einer neuen Creatur. Ueber nichts ist im Himmel mehr Freude als über Gottes Gnade, diese staunen die Engel an, sie preisen sie, ihr singen sie ihr Hosiannah. So ist Freude bei den Engeln, wenn ein Sünder wiederkehrt, nicht sowohl wegen einer einzelnen That, die ein Mensch gethan hat, sondern sie preisen ein Werk Gottes, weil die Engel Gott lieben, deshalb freu'n sie sich, daß Er wieder Eine Schöpferkraft zeigte und einen Menschen vom Tode zum Leben führte; es ist ja ein neuer Sieg, den der Herr erlangt hat über den Bösen, indem er ihm die Seele entreißt, welche der Versucher schon als sein Eigenthum betrachtete. Und sollten wir, die wir den Herrn auch lieben, sollten wir uns nicht freu'n eines solchen Sieges? sollten wir nicht auch bekennen, daß der Stand des bekehrten Sünders herrlicher sey als der des Gerechten, weil dort die Macht des Bösen gebrochen ist, und der Herr einen Sieg gewann gegen den Satan? Mitchristen, wenn auch Andere in dem betrachteten Ausspruch des Herrn die Wahrheit nicht sähen, so könnte uns das weniger wundern, aber wenn Christen sich dagegen sträuben, so ist das in der That unbegreiflich. Denn Alle, welche das Christenthum lieben, werden doch das wohl eingestehn, daß es kein herrlicheres Geschöpf gibt unter den Menschen, als einen wahren Christen, wie denn auch der Herr sagt,

daß der Kleinste im Himmelreich größer ist als der Größte der Propheten. Aus wem aber besteht die Christenheit und wer bildet das Himmelreich? Wahrlich, nicht die, die stets gesund waren, denn zu den Gesunden ist der Herr nicht gekommen, sondern die, welche durch seine Gnade genesen sind. Wenn es kein herrlicheres Geschöpf gibt, als einen Menschen, der durch Gottes Gnade ein Glied an Christi Leibe geworden ist, sprecht denn selbst, wer ist denn so ein Glied seines Leibes? Keine Andern, als die, die zum neuen Leben erwacht sind, aber ohne Tod gibt es keine Auferstehung, und zum neuen Leben geboren sind nur, die erlöst sind vom alten sündigen Menschen. Wer es bedenkt, daß Christus kam, die Verlernen zu suchen, wer es empfand, daß er die Sünde uns abnimmt, wer es weiß, was das heißt Christo angehören, der wird die Herrlichkeit Gottes erkennen in dem Gnadenwerk, wodurch ein Mensch selig wird, der wird in jedem, der Buße thut, eine Creatur der neuen, der herrlichern Schöpfung erblicken, und, anbetend, wird er sich nicht mehr wundern darüber, daß itzt Freude ist im Himmel mehr als über neun und neunzig Gerechte.

Gottes Gnade also und seine Herrlichkeit wird offenbar und im Himmel gepriesen, da, wo ein Sünder Buße thut und dadurch den Frieden gewinnt, Gottes Werk ist es, daß der Mensch erweckt wird zum Leben. Daß wir dies verkennen oder wenigstens vergessen, ist der Grund, warum wir oft mit zweifelndem Sinne es für unmöglich halten, daß auf die Buße solches Gewicht zu legen sey, und sie eine solche Bedeutung habe. Und dies Mißtrauen gegen die Wirksamkeit und den Erfolg der Buße zeigt sich bei uns nicht nur so, daß wir, wo ein Andrer bußfertig seiner Sünden gedenkt, kopfschüttelnd meinen, das seyen zu späte Klagen, die nichts mehr wirkten, sondern auch, wo uns selbst bußfertige Gedanken kommen, sie als vergeblich von uns weisen. Es ist uns wohl manchmal ein solcher Gedanke in den Sinn gekommen: demüthige dich vor Gott, und bitte mit bereuendem Sinne ab, was du gegen ihn begangen, aber wir wiesen eine solche Regung ab und sprechen: Was wird das helfen? So bin ich nun einmal, und keine Reue hilft, und bloße Buße

wird des Mohren Haut nicht wandeln. Mitchristen, wer weiß ob nicht gar heute, ob nicht im Verlauf unserer Betrachtung Mancher, indem er der Freude im Himmel über den büßenden Sünder gedachte, den Wunsch bei sich aussprach: O wäre doch auch über mich Freude bei den Engeln. Aber schnell wies er diesen Wunsch zur Ruhe, und sprach: Für mich ist's nicht möglich, ich kann mich nicht ändern, was helfen meine Vorsätze, ich kenne meine Schwäche, die strengste Buße wäre dennoch vergeblich. — Ja, du Armer, wenn Du es solltest, wenn es dein Werk seyn sollte, daß die Engel sich freu'n, wenn du aus deiner Kraft dich umwandeln solltest, da hättest du freilich Recht mit deinen Klagen. Aber so ist es nicht, es ist Gottes Werk, daß wir rein werden, und itzt noch zweifeln, hieße Zweifel hegen an seiner Allmacht. Unsere Buße soll Nichts, als den Widerstand aufheben, den wir seiner Gnade entgegenstellen, nur nicht weigern sollen wir uns, wenn er kommt, um mit milder Hand uns zu erwecken aus dem Sündenschlummer, wenn wir nur selber das Auge aufthun, daß es dann Licht wird um uns und in uns, dafür haben wir dann nicht mehr zu sorgen, das wird Er, der selber das Licht ist. Drum laßt uns nicht abweisen die bußfertige Regung, nicht bescheiden klingenden Worten Gehör geben, die nur den Unglauben an Gottes Allmacht und Gnade bemänteln, laßt uns bußfertigen Sinnes seyn, so bleibt das Leben nicht aus, wir sind dann lebendig geworden durch Ihn! —

Auf denn, Mitchristen, der Weg der Buße liegt vor uns, freilich ein dornenvoller Weg, aber er führt zum Heil und führt sicher dahin. Und wenn uns, indem wir ihn betreten, der Versucher, um uns von ihm zurückzuhalten, noch den Zweifel entgegenhält, den man so oft gegen die christliche Lehre von der Bekehrung einwendet, daß dies eine gefährliche Lehre sey, die leicht zur Sünde verleite, so laßt uns darüber nicht stutzig werden. Aus dem Wort des Herrn, deß wir uns freu'n, aus dem soll folgen, was der Sünde das Wort redet, in ihm ein verborgenes Gift liegen? Wahrlich nur für den, der es hineinträgt. Sie sagen, ja, nun werde der Mensch getrost sündigen. Sagt denn der Herr etwa, daß Freude seyn werde im Him-

mel über die Sünde?, nein, er sagt über die Buße, das heißt über das Aufhören der Sünde. Wer sieht es nicht ein, daß der frevelhaft des Herrn Wort verkehrt, der hierin eine Entschuldigung oder gar eine Aufmunterung zur Sünde finden wollte, und drum spräche: „Ist es so, wohlan, so laßt uns sündigen!" — Ueber den Sünder freut sich der Himmel nicht. Willst du wirklich einen Entschluß fassen, wenn du des Herrn Wort vernimmst, der ihm gemäß ist, es gibt nur einen, der es dir anpreist, es ist der Entschluß, Buße zu thun, abzulassen von deiner Sünde, damit Freude sey im Himmel. Dieser Entschluß sey es, der uns komme aus den Worten des Herrn, mit ihm laßt uns unser Kirchenjahr beschließen, mit ihm das neue beginnen. Wohl thut es uns Noth, daß wir ihn fassen. Laßt uns dann einen prüfenden Blick werfen auf das vergangne Jahr, und wenn wir uns prüfen als Glieder der Kirche und sehen, wie locker noch das Band ist, das uns an den Herrn und seine Gemeinde bindet, und wie Er noch immer umhergeht und nicht weiß, wo er sein Haupt hinlegen soll, weil die Herzen, in die er einkehren möchte, alle verschlossen sind, — wenn wir auf unsern Beruf sehn, und vor unsern Augen sich die unzähligen versäumten Pflichten häufen, — wenn wir in unsere Häuser blicken, und sehn dort statt Frieden Zwietracht, statt der Liebe nur Bitterkeit, statt der Sanftmuth nur Zorn und herrisches Wesen, — wenn wir in unser eignes Herz einkehren und finden da des Guten so wenig und der unsaubern Geister die Fülle, — dann Mitchristen, dann laßt uns niederfallen und mit Inbrunst beten, und nicht mit dem Munde allein, sondern mit demüthigem Sinne und Herzen das Wort sprechen: Herr, erbarme dich unser! Amen.

XI.

Warum sträuben wir uns gegen die Wahrheit?

Text, Joh. 8, 46—59.

Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer von Gott ist, der höret Gottes Wort: darum höret ihr nicht, denn ihr seyd nicht von Gott. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samariter bist, und hast den Teufel? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, und ihr unehret mich. Ich suche nicht meine Ehre, es ist aber einer, der sie suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. Da sprachen die Juden zu ihm: Nun erkennen wir, daß du den Teufel hast. Abraham ist gestorben, und die Propheten, und du sprichst: So jemand mein Wort hält, der wird den Tod nicht schmecken ewiglich. Bist du mehr, denn unser Vater Abraham, welcher gestorben ist? und die Propheten sind gestorben. Was machst du aus dir selbst? Jesus antwortete: So ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts. Es ist aber mein Vater, der mich ehret, welchen ihr sprechet, er sey euer Gott; und kennet ihn nicht. Ich aber kenne ihn; und so ich würde sagen: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleichwie ihr seyd. Aber ich kenne ihn, und halte sein Wort. Abraham, euer Vater ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte; und er sahe ihn, und freuete sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht funfzig Jahre alt, und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ehe denn Abraham ward, bin ich. Da hoben sie Steine auf, daß sie auf ihn würfen. Aber Jesus verbarg sich, und ging zum Tempel hinaus, mitten durch sie hinstreichend.

Christliche Freunde, wie wir bei Lesung der heiligen Schrift leider so oft das sehen, daß die, denen der Heiland zu ihrer Bese-

ligung seine Freudenbotschaft verkündigte, sich von ihm abwandten, und das Licht nicht wollten scheinen lassen in die Finsterniß, in welcher sie weilten, so wird uns auch in unserem heutigen Evangelio diese betrübende Wahrheit wiederum vor Augen geführt, denn wir sehen es hier wieder, wie die Juden den Heiland von sich wiesen, und bei einem jeden neuen Grunde, den Er anführte zur Bestätigung seiner Lehre, in immer größerem Haß und immer größerer Bosheit entbrannten. Wohl ist es ein trauriger Eindruck, den eine jede solche Erzählung auf uns macht, wohl uns betrübend, daß Menschen wissentlich, und in der Liebe zur Lüge, die Wahrheit von sich weisen, aber immer ist doch das Betrübendste dies, daß wir uns gestehn müssen, solche Lüge und solche Liebe zur Lüge nicht gänzlich verschwunden ist von der Erde, — ja, das Bewußtseyn, daß auch in uns selbst ein solcher Sinn leider noch oft fortlebt, dies ist es, was überhaupt uns betrübt macht, und was auch wiederum allein uns ein Recht giebt, eine solche Sünde mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Denn wie auf der einen Seite uns jede Sünde der Menschen kalt lassen würde, wenn nicht eben in uns das Bewußtseyn auch unserer Sünde sich regte und erneute, so würde auch wiederum auf der andern Seite die Betrachtung der Sünde andrer Menschen gar keinen segensreichen Einfluß auf uns äußern, sondern im Gegentheil vielleicht uns schaden, und uns zum Hochmuth verleiten, wenn eine solche Betrachtung nicht vorgenommen würde, damit wir unsere eigne Sündhaftigkeit darin erkennen, und immer mehr wünschen lernen, von ihr befreit zu werden. Und so möge denn auch das heutige Evangelium von uns mit Ernst betrachtet werden, nicht damit wir uns spiegeln an unsrer Reinheit und Vortrefflichkeit, sondern damit es uns immer deutlicher werde, wie wir allzumal Sünder sind, und des Ruhmes mangeln, den wir vor Gott haben sollen.

Es ist aber das heutige Evangelium besonders geschickt zu einer solchen Betrachtung, die uns mehr bekannt macht mit unsrer eignen Sündhaftigkeit, weil es nicht nur an die Sündhaftigkeit überhaupt uns erinnert, die in uns ist, sondern weil hier das Bild einer be-

stimmten Sünde uns hier vor Augen geführt wird, deren wir uns nur zu oft schuldig machen. Denn wenn gleich der Herr itzt nicht mehr leiblich auf der Erde umherwandelt, und seine Lehre uns mündlich vorträgt, und wir eben deshalb auch nicht Ihn zu steinigen suchen, so ist doch sein Wort uns geblieben, und gar oft wenden wir uns davon ab mit eben solcher Hartnäckigkeit, wie die Juden von Ihm, gar oft erfüllt auch uns seine Lehre mit Unzufriedenheit, ja Viele mit Zorn und Haß. Aber wenn dies auch nur bei Wenigen unter uns der Fall seyn sollte, so wirft doch diese Erzählung ein klares Licht auf ein Verhältniß, in welchem wir Alle uns sehr oft befinden, auf die Lage nämlich, wo ein Mensch uns irgend eine Wahrheit vorträgt, wo ein Mensch zu uns tritt mit wahrhafter Lehre und treffender Belehrung, und wo wir uns entweder von ihm abwenden, oder mit Ingrimm und Bosheit ihn verfolgen und seine Lehre verwerfen. Und so seyen uns denn die heut gehörten Worte Veranlassung, nach ihrer Anleitung zu betrachten:

Warum wir uns gegen die Wahrheit sträuben.

Und wie, je nachdem der Herr verschiedne Gründe anführte für die Wahrheit seiner Lehre, je nachdem sich auch die Verstocktheit der Juden verschieden zeigte, — so laßt uns zur gründlichern Belehrung die einzelnen Züge dieser Erzählung genau ins Auge fassen.

Du aber, o Gott, heilige uns in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

I. Wenn wir, christliche Freunde, den Blick werfen auf unser heutiges Evangelium, so sehen wir, wie der Herr um die Juden zu überzeugen, verschiedene Beweise anführt für die Wahrheit seiner Lehre, wie aber bei einem jeden neuen Beweise, den Er vorbringt, und bei jedem neuen Grunde, auf den Er sich beruft, die Hartnäckigkeit und Bosheit der Zuhörenden steigt, bis sie denn endlich eine solche Höhe erreicht, daß sie Steine ergriffen, Ihn zu tödten. Zuförderst nämlich spricht der Herr, um die Juden davon zu überzeugen, daß Er die Wahrheit lehre, das große Wort:

Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? —

Es enthalten diese Worte einen völlig genügenden Beweis für die Wahrheit der Lehre, die Christus vortrug, und wer das erkannt hatte, daß Er ohne Sünde sey, der mußte auch nothwendig Ihm glauben und seiner Lehre folgen; denn falsch und trügerisch kann ja doch die Lehre, die Jemand vorträgt, nur in den beiden Fällen seyn, daß er entweder die Wahrheit wohl weiß, aber mit Vorsatz die Unwahrheit lehrt, oder wiederum, daß er selbst in einem Irrthum befangen ist. Beides ist aber nicht möglich bei dem, der ohne Sünde ist; ein solcher kann nicht täuschen wollen, denn eine Täuschung oder ein Betrug ist ja eben schon Sünde, er kann aber auch nicht irren, weil der Irrthum, wenn auch nicht immer selbst eine Sünde, doch eine Folge derselben ist, — wie denn der Apostel sagt, daß dort, wo die Sünde nicht mehr seyn wird, wir Alles so erkennen werden, wie wir erkannt sind. Ist nun aber weder ein Betrug denkbar von Seiten des Lehrers, noch auch ein Irrthum möglich, so ist es ja offenbar, daß es Wahrheit ist, was er lehrt und spricht. — Aber die Juden, ob sie gleich auf diesen Ausspruch des Herrn nichts erwiderten, ob sie gleich nicht irgend eine Sünde anführten, die Er sollte begangen haben, so glaubten sie doch auch nicht; es war entweder eine Gleichgiltigkeit, die es auf sich beruhen ließ, ob der Herr wirklich ohne Sünde sey, oder nicht, oder sie meinten in ihrem Herzen, Er sey eben ein Sünder wie Alle, — kurz, den Beweis, daß, weil er rein sey von Sünde, auch seine Lehre wahr seyn müsse, den ließen sie nicht gelten, sondern blieben ungläubig, wie zuvor, und wandten sich ab von ihm, unbekümmert darum, ob Er ohne Sünde sey, und also die Wahrheit spreche, oder ob auch bei Ihm die Wahrheit nicht zu finden sey.

Mitchristen, sehen wir nicht leider in dem Betragen jener Juden eines, das wir nur zu gut kennen, haben wir nicht gar oft auch so das Zeugniß der Reinheit des Lehrers nicht gelten lassen, ob es

uns doch gleich sprechen mußte für die Wahrheit seiner Lehre? — Freilich kommt itzt keiner mehr zu uns, der, wie der Herr, sprechen könnte, er sey rein von Sünden, freilich belehrt uns Niemand, bei dem auch die Möglichkeit des Irrthums fehlte, aber wohin führt uns so oft diese Erkenntniß? Wie macht sie uns nur zu oft mißtrauisch gegen jedes Wort, das aus eines Menschen Munde kommt. O, wohl oft schon geschah es, daß ein Mensch uns wirklich die Wahrheit verkündigte, und sein ehrlicher Wille, seine Liebe zur Wahrheit, die uns doch sonst bekannt war, das Alles wog unser Mißtrauen nicht auf, mochte es nun Gleichgiltigkeit seyn gegen den, der uns diese Wahrheit verkündigte, oder mochten wir wirklich an seinen redlichen Absichten zweifeln, kurz wir stießen ihn von uns, statt daß wir doch, wenn er uns als reiner und redlicher Mensch bekannt war, in unserm Herzen denken mußten: er meint es sonst ehrlich mit der Wahrheit und mit uns, er wird es auch hierin so meinen. Laßt uns doch uns selbst betrachten in solchen Augenblicken, wo ein Mensch uns irgend eine Lehre bringt, oder auch nur einen Rath ertheilt, wie sind wir da so leicht geneigt, ihm irgend eine sündhafte Absicht unterzuschieben, mag auch sein ganzes uns bekanntes Leben und Thun uns ihn als einen reinen und redlichen Menschen darstellen, wie sind wir leider so geschickt darin, auch sogleich eine solche Absicht zu erfinden, die er haben soll. Spricht der Andere unsere Meinung aus, so meinen wir, er thue es nur, um uns zu gefallen, bringt er eine andere vor, so legen wir es ihm als Eitelkeit aus, als gefalle er sich darin, etwas Auffallendes zu sagen, oder wir meinen, er wolle sich bei Andern dadurch einschmeicheln, — kurz er mag sagen, was er wolle, wir sind gleich bereit, irgend eine Sünde ihm aufzubürden, um ihm nur nicht zu folgen oder Recht zu geben. Und wenn wir es uns auch gestehen müssen, daß er sonst nicht aus solchen unlauteren Absichten handelt, wenn wir auch da, wo er mit anderen Menschen in Berührung kommt, seinen Rath ganz verständig finden, und die Wahrheit in seiner Lehre nicht verkennen, so ist das ganz anders da, wo er uns belehren will. Da verschweigen wir es uns ganz, daß er sonst redlich ist und verständig, da wenden wir uns voll Miß-

traun von ihm ab, wenn auch sein ganzes Leben uns die Frage vorlegt: Könnt Ihr mich denn einer solchen Sünde zeihen, wie Ihr sie mir zutraut? — habt Ihr denn schon je es gesehn, oder erfahren, daß ich aus Menschenfurcht oder aus trügerischen Absichten die Wahrheit verleugnete? — mag sein ganzes Leben Zeuge dafür seyn, daß solche Sünde ihm fremd ist, wir wollen es uns doch nicht gestehn, wir verschließen unser Ohr gegen dies Zeugniß, wie die Juden das ihre verschlossen, als der Herr sie fragte: Wer von Euch kann mich einer Sünde zeihen? Wenn ich Euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet Ihr mir nicht? —

II. Christliche Freunde! Es war zunächst das Mißtraun, das die Juden so hartnäckig widerstehen ließ der Wahrheit, welche der Heiland ihnen brachte, und es ist eben so das Mißtraun, das uns so leicht gegen die Wahrheit sündigen und ihr widerstehn läßt, wo Menschen sie uns verkündigen. Deshalb weist denn auch der Herr da, wo Er den Juden ihren Unglauben vorwirft, und sie zum Glauben führen will, zuerst auf dieses Mißtraun hin, weil, wenn dieses geschwunden ist, auch das Herz der Wahrheit zugänglicher wird. Sie aber legten dies Mißtraun nicht ab, und wenn sie auch dem Herrn nicht antworteten, und auf dieses Wort ihren Zorn noch nicht an den Tag legten, so nahmen sie doch auch seine Lehre nicht an, ob sie gleich schwiegen, und ruhig blieben. Anders aber ward es, als der Herr sie aufmerksam machte auf ein anderes Hinderniß, das ihrem Glauben im Wege stand, indem Er nämlich sprach:

Wer von Gott ist, der höret Gottes Wort. Darum höret ihr nicht, denn ihr seyd nicht von Gott,

denn als Er ihnen mit diesen Worten gezeigt hatte, daß ihr Mißtraun, und eben damit ihr Unglaube darin seinen Grund habe, daß sie nicht reinen Herzens seyn, als Er ihnen ihre Sündhaftigkeit nachgewiesen hatte als den Grund so hartnäckigen Unglaubens, da entbrannten sie im heftigen Zorn und sprachen: „haben wir

nicht Recht, daß du ein Samariter bist?" Wohl hatten sie das noch ertragen, daß der Herr hinwies auf seinen sündlosen und reinen Wandel, wohl waren sie noch ruhig geblieben, als Er diesen anführte als Beweis für seine wahrhaftige Lehre, aber, daß sie selbst eine Schuld haben sollten, daß ihnen Unreinheit, und Sündhaftigkeit, und Feindschaft gegen Gott aufgebürdet ward, das konnten sie nicht ertragen. Statt daß solch ernstes Wort sie aufmerksam machen sollte, und auffordern zur Prüfung, ob nicht ihr Herz wirklich unrein sey, statt dessen blieben sie in der Einbildung ihrer Vortrefflichkeit und dachten, der Beweggrund, der den Herrn zu solcher Lehre brachte, könne kein andrer seyn, als daß er ein Samariter sey, ein Feind ihres Landes, der sie deshalb kränken wolle, weil Feindschaft und eingewurzelter Haß ihn verblende.

Und müssen wir, Mitchristen, nicht auch hierin ein Bild unserer eignen Sünde erkennen? Müssen wir es uns nicht gestehn, daß der Sinn, den jene Juden an den Tag legten, uns leider nicht fremd ist? So lange nur Mißtraun gegen den uns bewegt, der uns belehren will, so lange nehmen wir zwar seine Lehren nicht an, aber doch auch feinden wir ihn nicht an, und verdammen ihn selbst nicht, wir lassen seine Lehre in den Wind gesprochen seyn, ohne jedoch einen Haß auf ihn selbst zu werfen, oder irgend eine Schuld ihm aufzubürden. Sobald aber der, der, uns belehrend, zu uns tritt, und — leider mag es oft nicht ohne Ursache geschehn, — sobald er uns einen Mangel des eignen Sinnes aufdeckt, der seiner Lehre nicht Glauben schenken läßt, sobald er uns zeigt, daß wissentliche Hartnäckigkeit, oder Eigensinn und Eigendünkel uns bewegt, sobald er es nachweist, daß wir nur deshalb nicht folgen, weil wir nun einmal Recht behalten wollen, — sobald er dies thut, ja, da ist alle Geduld und alle Schonung verschwunden, da überhäufen wir ihn mit Vorwürfen, und bürden ihm diese und jene Schuld auf, weil das stolze Herz es sich nicht erklären kann, wie Einer sonst uns tadeln und unsern Werth schmälern könnte. Mitchristen, wenn wir zurückschauen auf alle die Augenblicke, wo wir von andern Menschen Belehrungen oder Zurechtweisungen erhielten, müssen wir es uns nicht

gestehn, daß wir der Augenblicke so manche erlebt haben, wo der Andere uns sagen durfte und sagen mußte, daß wir die Wahrheit nicht annehmen, weil wir in diesem Augenblicke in irgend einer Sünde befangen seyen? Ach, und statt daß wir itzt, durch ihn aufmerksam gemacht, unser Herz durchsuchten, um zu sehen, wie der Flecken zu tilgen sey, den er uns zeigte, statt dessen unterließen wir eine solche Prüfung ganz, und meinten, der Andere habe Etwas gegen uns, er sey feindselig gegen uns gesinnt, und deshalb bemerke er eine solche Sünde, wo sie gar nicht Statt finde, da ward es uns so deutlich, wie der Andere uns immer Unrecht thut, wie er uns nie wohl wolle und nie etwas Gutes zutraue, — ganz den Juden ähnlich, die den Herrn zu den Samaritern zählten, weil Er ihnen die verdiente Rüge nicht vorenthielt.

Wollte Gott, solcher Sinn wäre seltner unter uns! Aber nur zu häufig findet er sich, nur zu häufig ist bei uns Allen die Ueberzeugung, daß jede Rüge von einem andern Menschen, die uns trifft, lediglich in seinem Haß ihren Grund habe, und nur entstehe, weil irgend eine persönliche Abneigung ihn dazu bewege. Ja dieser Sinn ist ja so gewöhnlich bei uns geworden, daß selbst das uns nicht mehr vor ihm schützt, wenn wir den Andern auch sonst, in allen übrigen Verhältnissen als gut gesinnt gegen uns, als liebevoll kennen, ja sogar als unseren Freund lieben und verehren. Es ist uns vielleicht nie in den Sinn gekommen, daß er gegen uns Etwas habe, oder daß irgend ein Haß gegen uns ihn beseele; ja vielmehr wir wissen es selbst, daß er es gut mit uns meint, daß er uns lieb und werth hält, — aber wenn er uns aufmerksam macht auf irgend eine Sünde in uns, wenn er hinweist auf eine Unreinheit, oder einen Makel unserer Seele, o, da ist seine Liebe und seine Freundschaft vergessen, verwischt ist es aus unserem Gedächtniß, daß er doch sonst nicht unser Feind war, und auch er wird von uns hinausgestoßen in die Zahl der Samariter. Auch er, sprechen wir, hat sich itzt zu unseren Feinden gesellt, auch er spricht itzt, wie es der Haß und die Feindseligkeit ihm eingibt, — wer weiß, wodurch er sich gekränkt fühlt, und was ihn uns entfremdet hat, aber feindselig ist er gegen

uns gesinnt, denn das zeigt seine harte Rede. Wie erfindungsreich sind wir da nicht beim Aufsuchen der Gründe, die in dem Andern solche Feindschaft sollen hervorgerufen haben, wie suchen wir Eines nach dem Andern auf, was ihn soll gekränkt, und was in ihm Haß und Lieblosigkeit bewirkt haben, wie halten wir uns so gern bei allen einzelnen Augenblicken auf, in welchen wir ihm, wissentlich oder unwissentlich, Gelegenheit gaben, uns zu zürnen, bloß um uns immer mehr darin zu bestärken, daß es irgend eine persönliche Feindschaft, oder irgend ein Haß in ihm ist, der ihn bewegt, uns zu tadeln und zu strafen, — ach und nur das Eine bedenken wir nicht, daß er vielleicht Recht hat; — zu den Samaritern zählen wir ihn, und bürden ihm Feindseligkeit auf, während doch die Wahrheit vielleicht ganz auf seiner Seite ist, wenn er mit dem Herrn spricht: Wer von Gott ist, der höret Gottes Wort. Darum höret Ihr nicht, denn Ihr seyd nicht von Gott.

III. Christliche Freunde! Zwei Gründe hatte der Herr den Juden angeführt, auf denen ihr Unglaube beruhe, das Mißtraun nämlich und die innere Unreinheit und Sündhaftigkeit ihres Sinnes, und eben darin hatte Er auf zwei Beweise hingewiesen für die Wahrheit seiner Lehre, nämlich, daß die Lehre nothwendig wahr seyn müsse, weil sie von Einem kam, der ohne Sünde sey, und daß, wenn sie nur der Stimme Gottes Gehör gäben, auch ihnen die Wahrheit offenbar seyn würde. Nun aber fügt der Herr noch einen dritten Beweis hinzu, der eben darin besteht, daß Er in kurzen Worten aufmerksam macht auf die Natur der Lehre, die Er vorträgt, der Lehre, die Er, uns zu beseligen, gebracht hat; und so spricht Er denn zuerst das aus, was diese Lehre, wenn wir sie annehmen, uns werden kann und soll, — Er spricht das aus, indem Er sagt:

> Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch: So Jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.

Wie wir aber bis itzt es schon gesehen haben, daß die, zu denen der Herr sprach, fern davon, überzeugt zu werden, vielmehr entbrannten

in immer größerem Zorn und immer ärgerer Bosheit, — so steigt sie denn auch um so mehr, je siegreicher für jeden gläubigen Sinn die Wahrheit, die der Herr spricht, sich hervorthut. In ihrer inneren Verblendung nicht fähig, die Worte des Herrn zu verstehen, beziehen sie seine Rede nur auf den leiblichen Tod, und finden hier gleich wieder eine neue Veranlassung, den Herrn zu verdammen, weil es ihnen nicht in den Sinn kam, daß sie vielleicht der Rede innere Bedeutung nicht erkannten. Wenn sie nun auch das, was der Herr bis dahin gesagt hatte, nicht wollten gelten lassen als Beweis für die Wahrheit seiner Lehre, wenn sie gar nicht berücksichtigen wollten die Reinheit und Göttlichkeit deß, der sie belehrte, und gegen den sich nur die Sünde sträubt, so sollte sie die Natur und Beschaffenheit der Lehre selbst zum Glauben bewegen, sie sollten annehmen die Lehre, welche nicht nur von Gottes Sohn kommt, sondern durch ihre ganze Beschaffenheit Glauben verlangt, da sie ja eben nicht nur eine Lehre ist, die etwa unsere Kenntnisse vermehrt, und das Gebiet unseres Wissens erweitert, sondern in sich die Kraft hat, Jeden, der sie annimmt, zu erretten vom Tode und der Verdammniß. Aber wie wenig dieser Beweis bei ihnen fruchtete, wie wenig solche Verheißung sie dem Glauben geneigter machte, das sehen wir ja nur zu deutlich. Denn indem sie des Herrn Worten einen falschen Sinn unterschoben, und sich darauf beriefen, daß Abraham und die Propheten gestorben seyen, sprechen sie ja ihren wachsenden Unwillen und Zorn in den Worten aus: „Nun erkennen wir, daß du den Teufel hast.“ Hatte schon die Rüge ihrer innern Sündhaftigkeit und Verblendung die Juden dahin gebracht, daß sie in Ihm ihren Feind und einen Widersacher ihres Volkes sahen, so ist dies, daß sie sein Wort nicht verstanden ihnen der Grund, den Heiland als Beelzebubs Knecht zu betrachten, es ist ihnen nicht mehr genug, daß Er ein Samariter sey, nein, immer mehr im sündhaften Zorne entbrannt, sprechen sie, Er habe den Teufel.

Und auch hier, christliche Freunde, müssen wir uns dessen bewußt werden, daß die Sünde jener Zweifler nur ein Bild ist und

ein Spiegel unsrer eignen Sündhaftigkeit, auch von diesem Punkte aus strahlt ein helles Licht über die Sünde, die wir nur zu oft begehen, und es wird uns hier abermals deutlich, warum wir so oft der Wahrheit widerstehn, und uns erzürnt von ihr abwenden, auch da, wo nicht Mißtraun uns ihrem Verkündiger entfremdet, und wo nicht gekränkter Stolz und Dünkel uns befangen macht. Da nämlich, meine Freunde, wo eine Wahrheit uns dunkel erscheint, wo wir es nicht verstehen, was uns gesagt wird, — da sind wir nur zu leicht geneigt, zu sagen, die Wahrheit könne da nicht weilen, sondern die Lüge sey es, die uns verblenden wolle. Es ist uns so ganz klar, daß, was wir nicht gleich verstehen, und was wir nicht augenblicklich einsehen, unmöglich das Wahre seyn könne, und wo nun Einer uns etwas sagt, was wir nicht verstehn, — sey es nun, weil er wirklich uns nicht deutlich und verständlich belehrte, sey es, weil uns die richtige Einsicht mangelt und die Schärfe des Geistes fehlt, sey es endlich, daß der Wille, nachzudenken und zu forschen, nur schwach in uns ist, — da weisen wir seine Lehre von uns, und verdammen ihn, als Einen, der fälschlich sich einen Lehrer der Wahrheit nennt. Wie jenen Juden, weil sie nicht wußten, von welchem Leben der Herr redete, seine Rede dunkel und unverständlich blieb und bleiben mußte, so ist es ja auch bei uns gar oft nicht anders, wenn ein Mensch uns seine Lehre verkündigt, so sind ja auch wir manchmal so verblendet, daß wir mit offnen Augen nicht sehen, daß wir wohl hören das Brausen des Windes, und doch nicht wissen, von wannen er kommt, und wohin er geht, und, statt daß wir nun da darnach trachten, einzugehn in den Sinn seiner Rede, und den Punkt zu gewinnen, aus dem sie quillt, statt dessen wenden wir uns sogleich von ihm ab, und ungeprüft verwerfen wir Alles, was er spricht, eben weil es uns dunkel ist, und wir seine Rede nicht fassen. Die eigne Trägheit, die jede Mühe scheut, und sich davor fürchtet, nachzudenken und zu forschen und zu prüfen, die ist es, die uns gefangen hält; wie aber das schwache Menschenherz überhaupt sich selber niemals die Schuld geben will, sondern sie immer Andern aufbürdet, so ist auch jede unverstandne Lehre, jedes unbegriffne Wort uns

die Aufforderung, den Andern zu verurtheilen, und, gleich den Juden, zu sprechen: Er hat den Teufel. Ach, Mitchristen, fragen wir uns doch selbst, ob wir nicht oft schon dem, der uns belehrt, Sünde aufgebürdet haben, bloß weil wir seine Lehre nicht verstanden, ob wir nicht leider zu oft, wo Jemand uns irgend eine Wahrheit verkündigte, uns von ihm abgewandt haben, nicht achtend seines Worts, bloß weil wir es nicht augenblicklich durchschauten. Da soll es die Unwahrheit und Unlauterkeit seyn, die in ihm herrscht, oder die Eitelkeit, die ihn anspornt, Etwas zu sagen und zu lehren, was durch tiefsinnigen Schein uns täuscht, oder der Dünkel, der sich darin gefällt, etwas Außerordentliches und Unerhörtes zu sagen, — und der Zweifel an unserm Verständniß, der bleibt uns fern, der Gedanke, daß wir die Wahrheit in seiner Lehre nicht finden, weil wir blind sind, und nicht, weil er der Lüge dient, — dieser Gedanke kommt uns nicht. Aber wo ist denn der klare und sichre Sinn, dem die Wahrheit nicht schwer wäre, zu fassen? Wer kann sich denn rühmen, daß er sie sich leicht aneigne? Wer kann sich das Zeugniß geben, daß er sie erringe ohne Mühe und Arbeit, wer, daß sein Auge so wenig gelitten habe in der Nacht der Sünde, daß er ohne Schmerz das Licht der Wahrheit ertrage? — Uns Allen ist es ja nur zu sehr bewußt, wie dunkel unser Sinn ist, und wie schwach unser Geist, wir Alle müssen es uns ja gestehn, daß selbst die Wahrheiten, die wir am gewissesten wissen, uns schwer waren zu ergreifen, denn bei wem hat es nicht des eifrigsten Kämpfens und Ringens bedurft, sich des Glaubens Wahrheiten anzueignen, ja bei wem bedarf es nicht noch tagtäglich solches Kampfes? Ach, wir Alle wissen es ja wohl, wie noch itzt oft die Augenblicke kommen, wo das Auge dunkel und schwach wird, wo das, was gestern noch in all seiner Klarheit und Herrlichkeit vor uns stand, wieder verdunkelt wird, und dem blöden Auge zu entschwinden droht, wo das, was wir ganz glaubten erfaßt zu haben, wieder von Zweifeln bedroht wird, und unbegreiflich erscheint und unglaublich, — so daß wir ja Alle einstimmen müssen in das Wort: Nicht, daß ich es schon ergriffen hätte, ich jage ihm aber nach. Ja, laßt uns ihr nachjagen, der Wahrheit, und wo sie

verkündigt wird, da möge es uns nicht erschrecken, wenn sie der thörichte Menschensinn nicht gleich einsieht, und wenn er in seiner Eitelkeit sich sträubt gegen den Verkündiger einer Lehre, weil sie schwer zu verstehn ist, und schwer zu begreifen, da möge die Sünde der Juden uns warnen, die dem Herrn den Teufel zuschrieben, weil sie nicht verstanden, wie seine Lehre das ewige Leben gäbe, da ja doch Abraham gestorben sey, und gestorben die Propheten.

IV. Zuletzt aber gab der Herr den schlagendsten Beweis von der Wahrheit seiner Lehre, indem er auf den Einwand der Juden, daß Abraham gestorben sey und die Propheten, sie darauf hinwies, daß Abraham sich gefreut habe auf die Zukunft des Herrn, und hier schließt er mit den Worten:

Ehe Abraham war, bin ich.

In diesen Worten, in welchen Er auf die Herrlichkeit hindeutet, die Er bei dem Vater hatte, ehe denn die Welt war, bekennt er sich unverholen als den ewigen Sohn Gottes, als den Mittler und Seligmacher, der in die Welt gekommen war, sie zu erlösen. In der That ist dieses Wort nicht nur für uns, die wir an ihn glauben als an den Erlöser, nein, es mußte auch für jeden frommen Juden der beste Beweis seyn, daß sie ihm folgen müßten. Auf Abraham wiesen sie hin, er zeigt, daß eben darum, weil sie Abraham hoch schätzten, sie dem mehr vertraun müßten, der dem Abraham verkündigt war, und auf dessen Tag sich Abraham gefreut hatte. Sie hatten sich auf die Propheten berufen. Er bekannte sich als den, der vor Abraham und den Propheten da war, den David seinen Herrn genannt, und den die Propheten geweissagt hatten. Als solchen hatte er sich beglaubigt in allen seinen Wunderthaten, als solchen zeigte er sich in seiner Freiheit von der Sünde, als solchen zeugte Gott für ihn, auf dessen Zeugniß allein er sich beruft. Und er, der so jedem Auge, das nun sehn wollte, erscheinen mußte als der Sohn des lebendigen Gottes, er sprach es noch dazu ausdrücklich aus, das unerhörte Geheimniß, das itzt offenbar worden ist, das Gott geoffen-

bart sey im Fleisch. — Und was war hierauf ihre Antwort? Wurden sie nun etwa gläubig, fielen sie nun etwa nieder, ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen? Nein, die Schrift erzählt leider etwas ganz Anderes: Da hoben sie Steine auf, daß sie auf ihn würfen. Fragen wir nach dem Grunde, warum sie gerade hier in der ärgsten Bosheit entbrannten, und sich gar nicht mehr halten konnten, so liegt dieser darin, daß sie durch die zuletzt gesprochnen Worte des Herrn ihr liebstes altes Vorurtheil gefährdet sahen, das Vorurtheil, daß in Abraham der Höchste erschienen sey, der je auf Erden wandeln werde, daß er der Unübertroffne sey, um deßwillen die Herrlichkeit des Himmels den Menschen zu Theil werden solle. Sie hatten vergessen, daß es Abrahams Saamen seyn sollte, in dem alle Geschlechter gesegnet werden sollten, nämlich der, welcher nach dem Fleisch ein Nachkomme Abrahams war, sie hatten vergessen, daß der Glanz, in dem Abraham strahlte, nur ein entlehnter war von dem, der aus seiner Nachkommenschaft kommen und mit eignem göttlichen Glanz die Welt erleuchten sollte, sie waren in ihrem eitlen Sinn stolzer darauf, Abrahams Kinder zu seyn, als Gottes Kinder zu werden. Und wir können nicht zu ihrer Entschuldigung anführen, ja das habe doch ihre Religion und ihre von Gott erhaltne Lehre verschuldet, daß sie diese Meinung hegten, und darum sey diese ihre Meinung nicht als ein Vorurtheil anzusehn, und das Halten daran nicht für einen Eigensinn, sondern für ein ehrenwerthes Hängen am Glauben der Väter. Nein, wir haben und verehren ja noch die Urkunden, die die göttliche Lehre enthalten, welche ihnen gegeben war, und eben weil wir sie kennen, können und müssen wir jene ihre Meinung nur ein Vorurtheil, und eine von Menschen erfundne Lehre nennen. Ihre ganze Religion, ihr ganzes Opfer, so wie alle ihre heiligen Bücher, sie weisen alle deutlich auf Christum, da steht nirgends, daß dieser geringer seyn werde als Abraham, jedes Blatt weiset stets auf den hin, der da kommen werde, sie selbst waren es, welche die Sache verkehrt hatten, ihr Dünkel, ihr Hochmuth ließ sie solche Abgötterei mit Abraham treiben, und eben weil sie selbst eine solche Lehre sich zurecht gemacht hatten, eben da-

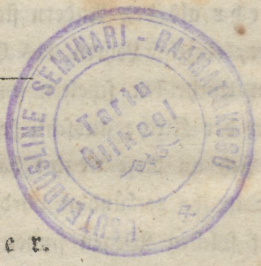
her ihre Wuth gegen den, der sie berichtigt. Denn da, wo sie von dem Herrn offenbare Gesetze Gottes verletzt glaubten, z. B. wo er am Sabbath heilte, wo sie doch dem Buchstaben nach einen Grund hatten, zu eifern, da sind sie viel ruhiger, aber hier, wo auch kein göttlicher Buchstabe, geschweige denn der göttliche Wille für sie spricht, da wüthen sie, wie denn jeder Mensch leider mehr eifert für seine Vorurtheile, als für die Wahrheit.

Ja Jeder, meine geliebten Freunde, denn leider müssen wir ja auch hier in jenen eifernden Juden unser eignes Bild erkennen. Denn auch wir verhalten uns, wenn irgend eine Lehre uns verkündigt wird, doch noch ziemlich ruhig, so lange es nicht gewisse Lieblingsmeinungen und Vorurtheile gilt, die wir gewohnt sind zu hegen. Werden diese geschont, ja da hören wir wohl noch ziemlich ruhig zu, wenn gegen die Wahrheit selbst gesprochen wird, aber kaum wird ein Angriff gegen diese gewagt, ja da ist alle Geduld und Sanftmuth vergessen, da wüthen und eifern wir, und es ist Nichts, was wir verschmähn, um den, welcher so spricht, zum Schweigen zu bringen. Es wäre leicht, hier Beispiele anzuführen, aber wozu? Jeder hat an sich selbst häufig diese Erfahrung gemacht. Jeder hat, der eine diese, der andre jene, gewisse Lieblingsmeinungen, die er ganz ohne Beweis für völlig wahr hält, gewisse Vorurtheile, mit welchen er aufgewachsen ist, und welche gleichsam die Grenze bilden der Gegenstände, über welche er noch ruhig und mit Gelassenheit sich besprechen kann mit Andern, geht es aber in dieses Gebiet über, da ist er ein andrer Mensch, da erscheint ihm jeder Widerspruch als eine tödtliche Beleidigung, oder als Frevel. Sey es nun, daß lange Gewohnheit uns bei irgend einer Beschäftigung eine bestimmte, wenn auch unzweckmäßige, Weise lieb gemacht hat, — oder daß, um ein Beispiel ganz andrer Art anzuführen, wir gewohnt sind, gewisse ganz äußerliche Gebehrden bei denen zu finden, die wir für fromm halten, — kurz es ist unmöglich, alle die Fälle aufzuzählen, wo irgend ein Vorurtheil sich bei uns fest setzt, und wir, wo dagegen verstoßen wird, alle Nachsicht verlieren; wie denn auch sogar da, wo es sich um das Heiligste handelt, um des Glaubens Reinheit und Wahr-

heit, die Erfahrung uns lehrt, daß blutiger Haß und Verfolgung viel öfter entstand, wenigstens in der großen Masse, über ganz unwesentliche, ja sogar unangemeßne und zweckwidrige menschliche Gebräuche, als um die Reinheit der Lehre.

Und sagen wir doch nicht, Mitchristen, daß da, wo unsere Lieblingsmeinungen und Vorurtheile angegriffen werden, wir doch nie einer solchen Bosheit uns schuldig machen, wie jene Juden, indem wir nie mit solchem thätlichen Haß den Verkündiger der neuen, uns unerhörten, Lehre verfolgen. Freilich wir werfen keine Steine auf ihn, und suchen nicht, seinen Leib zu tödten. Aber was ist denn das Richten und Verdammen besser? Ist es nicht auch ein Steinigen, wenn wir den, der so meint, einen Aberwitzigen nennen, ihm das Leben des Geistes absprechen, und ihn verbannen wollen aus der Gesellschaft der Vernünftigen? Heißt es nicht, um auf Etwas hinzuweisen, was leider in unsern Tagen so häufig ist, heißt es nicht mehr als den Andern steinigen, wenn da, wo er abweicht von der Art, einzelne Lehren des Glaubens zu verstehn, als wir, wir ihn einen Unchristen schelten und nichts mehr verlangen, als daß er sich von der Kirche ausschließe, statt daß wir doch wünschen sollten, daß er sich an diese recht halte und sich recht bemühe, die Wahrheit, die in ihr verkündigt wird, zu hören? — Mitchristen, wenn wir uns auf solchen Wegen finden, dann laßt uns doch der Juden denken, die es geduldiger ertrugen, daß die Sabbathsfeier vernachlässigt wurde, als daß der Herr mehr seyn sollte als Abraham. Wir werden sehn, daß der Eifer, der dem Andern das wahrhafte geistige Leben entziehn will, daß der kein Eifer ist für das Reich Gottes, sondern für eine Lehre, die mehr oder minder nur unsere ist. Mancher, den wir vor aller Welt als einen Widersacher Christi bezeichneten, vor dem wir warnten als einer Pest der Gesellschaft, auf den wir hinwiesen als auf Belials Diener, — ist so von uns zu einem Märtyrer seiner Lehre gemacht worden, die nichts verbrach, als daß sie zeigte, wie es noch etwas Höheres gebe, als unsern Vater Abraham, noch etwas Richtigeres als die Vorurtheile, mit denen wir des Herrn Lehre beschmuzen und verfälschen.

Darum, meine Freunde, wo Einer kommt und Wahrheit zu verkünden verheißt, da laßt uns nach des Apostels Wort schnell seyn zu hören, langsam aber zum Zorn, mit offnem Ohr und offnem Sinn laßt uns ihn hören, prüfen, so viel wir es vermögen, ob er es ehrlich meint, abthun von uns alle Unreinigkeit und Hochmuth und Dünkel, auf daß, wenn etwa Gott durch ihn redet, wir Gottes Stimme vernehmen, laßt uns alle Kräfte des Verständnisses, die Gott uns gab, anstrengen, um in den Sinn seiner Rede einzudringen, vor Allem aber nur die Wahrheit im Auge haben, nicht ob wir sie schon früher kannten, oder ob wir sie gefunden haben. Thun wir dies, verlieren wir dabei die Richtschnur der Wahrheit nicht, die uns in Christo gegeben ist und aufbehalten in dem Buch der Bücher, so wird die Gabe der Erkenntniß über uns kommen, auf daß wir fähig werden, das Wort zu erfüllen: Prüfet Alles und das Beste behaltet. Amen.



Druckfehler.

Pag.	1.	Zeile	7.	v. unten	statt:	ausgefeiert	lies:	gefeiert.
—	6.	—	2.	v. oben	—	hier in	—	hierin.
—	7.	—	1.	— —	—	„ob sie gleich" ist auszustreichen.		
—	12.	—	11.	— —	—	Belehrung,	lies:	Belehrung, und
—	17.	—	8.	— —	—	seine	—	seiner.
—	22.	—	20.	— —	—	kunölich	—	kündlich.
—	28.	—	5.	— —	—	Gebot	—	Gebet.
—	35.	—	14.	— —	—	löblichen	—	biblischen.
—	42.	—	11.	— —	—	Dieser	—	dieser.
—	—	—	20.	— —	—	denn	—	dann.
—	—	—	24.	— —	—	Zuflucht	—	Zukunft.
—	49.	—	—	— —	—	mehr	—	wahr.
—	80.	—	9.	— —	—	Frage	—	Klage.
—	84.	—	11.	v. unten	—	sendern	—	sondern.